Anderl.

Anderl

Roman

von

A. G. von Suttner

Erster Band.

Dresden und Leipzig
E. Pierson's Verlag
1889

Erstes Kapitel.

Das Wirthshaus lag einsam am Kamp-Fluß. — Einsam, insofern der Gasthof das einzige Gebäude im Umkreis einer halben Meile war; was jedoch seine Lage betraf, die Naturschönheiten nämlich, in welchen dieses kalkgetünchte Häuschen steckte —, so konnten sich seine Inwohner nicht über Einsamkeit beklagen. — Touristen nahmen gerne auf der Bank unter der großen Buche Platz, um ein Stündchen zu rasten; ja wandernde Maler fühlten sich sogar veranlaßt, eine Station von ein oder zwei Tagen zu machen, um die Ruine der alten Burg, die sich am jenseitigen Ufer schroff erhebt, ihrer Skizzensammlung einzureihen, —

und der Gesangverein des nahen Städtchens hatte sich diesen Ort als beständiges Exkursionsziel ausgesucht, denn beim Kamp-Wirth gabs ungewässerten Wein, — und hier sang es sich weit besser, als anderswo: „Wer hat Dich Du schöner Wald“ u. s. w. —

Franz Geier, der Inhaber des Wirthshauses, hatte das Anwesen mit seinem Sparpfennig erstanden, den er sich während seiner fünfzehnjährigen Karriere als „Hausknecht“ beim „goldenen Adler“ in Mold zusammengescharrt hatte. — Damals gab's nämlich noch für die Gasthöfe, welche an der großen Landstraße lagen, goldene Zeiten. Alles, was in Böhmen erzeugt wurde, expedierte man „per Axe“*) die „Kaiserstraße“ entlang nach Wien, denn von einer Eisenbahn war zu jener Zeit keine Rede noch. — Die Fuhrleute, denen oft bedeutende Kapitalien in Form von Waaren und Ackerbauerzeugnissen anvertraut wurden, waren ganz bedeutende Persönlichkeiten, welche nicht selten in ihren Ställen an die zwanzig Paar Pferde stehen hatten,

*) Die Wagenachse, — mithin metaphorisch für: Wagen. —

und die Sache im Großen betrieben. — Keine armen Schlucker etwa, die um des alltäglichen Brodes willen die mühsame Reise auf staubiger Chaussee machten, — sondern gesetzte, wohlhabende Leute, welche sich in unserer heutigen titel- und ämtersüchtigen Periode vielleicht „Exporteure“ nennen lassen würden, — wenn ihre Rasse nicht, seitdem die Schienenstränge das Land bedecken, ausgestorben wäre. Diese Herren von der Straße ließen sich bei ihren Fahrten nichts abgehen. — Sie hatten ihre bestimmten Einkehrwirthshäuser, in welchen sie die Nacht über blieben, um ihren kräftigen, kugelrunden Gäulern auf mehrere Stunden Ruhe zu gönnen, — um sich ihr eigenes ausgiebiges Abendmahl schmecken zu lassen, und dann die weichen Federbetten im „Extrazimmer“ aufzusuchen. —

Um die Zeche wurde nie gefeilscht. — Die Leute hatten gut gegessen, — getrunken, — geschlafen, — sie zahlten mithin auch gut, — und der Hausknecht konnte sicher sein, jedesmal ein paar Gulden in die

Hand gedrückt zu bekommen für die Sorgfalt, welche er den „Roß'“ hatte angedeihen lassen. —

So war es gekommen, daß der Geier Franzl nach fünfzehnjähriger Thätigkeit sich ein Kapital von 5400 Gulden zusammengespart, und daß er beschlossen hatte, das Kamp-Wirthshaus zu kaufen, um dort mit seiner Marie Einzug zu halten. —

Der Gasthof als solcher konnte, da er vom alltäglichen Verkehr abgelegen war, keinen besonderen Gewinn abwerfen, — aber darauf hatte sein neuer Inhaber auch nicht gerechnet. Ihm war mehr darum zu thun gewesen, das Mühlengeschäft, das damit in Verbindung war, zu betreiben, denn dieses hatte seinen letzten Besitzer zum reichen Manne gemacht. Die lachenden Erben schacherten nicht lange um den Preis, und als ihnen Geier seine 5400 baar bot, schlugen sie ohne lange Überlegung ein. —

Mit den tausend Gulden, welche Marie als Aussteuer brachte, richtete sich das Paar häuslich ein. — Die Ehe blieb mehrere Jahre hindurch kinderlos. Dann

schenkte Marie ihrem Gatten eine Tochter, welche jedoch nach wenigen Wochen starb. — Zwei Jahre später kam ein Sohn zur Welt, der Josef getauft wurde, — und endlich, nach fünfzehnjähriger Pause erschien ganz unerwartet wieder ein Knabe. — Das war ein gutes Vorzeichen: fünfzehn Jahre hatte er gebraucht, um sich ein Kapital zu ersparen, mit welchem sich Geier seine Selbständigkeit erkaufen konnte, — und derselben Periode hatte es nun bedurft, um einen Zweitgebornen zu erlangen, — der mußte ohne Zweifel Etwas Ordentliches werden! —

„Andreas soll er heißen“ — entschied der Vater, der erst vor wenigen Tagen von einem durchziehenden Hausirer die Geschichte vom Andreas Hofer erstanden hatte, und welcher noch ganz unterm Eindruck patriotischer Begeisterung war. — „Andreas, — denn der Hofer war ein braver Mann!“ — Andreas, — oder Anderl, — wie er allgemein genannt wurde, – genoß natürlich alle Privilegien des Jüngsten, welche da sind, daß er den wenigen Besuchen, welche hie und da des Sonn=

tags vorsprachen, als siebentes Weltwunder gezeigt wurde: Wenn er das Gesicht zu einem allen seinen Altersgenossen eigenen unerquicklichen Geplärre verzog, so war das, nach der Versicherung der Mutter, ein Anlauf, um seine Bewunderer mit einer Ansprache zu erfreuen, — (worüber natürlich der Besucher in bewunderndes Staunen ausbrach); — wenn er ungeduldig mit den unförmlichen Beinen strampelte, so bewies das seine frühzeitigen Anlagen für die Tanzkunst; — wenn er die Augen weit aufriß, und geistesabwesend, — vollkommen ausdruckslos in die Leere starrte, so unterlag es keinem Zweifel, daß er lebhaften Sinn für die Naturschönheiten bewies; — kurz, Anderl war ein Tausendsassa, wie alle seine elfmonatlichen Kollegen, wenn sich die Eltern für verpflichtet halten, dem Gaste eine besondere Ehre zu erweisen, indem sie ihm gestatten, die unglaublichen Anlagen, den frühzeitigen Verstand, — die augenfälligen Talente des Jüngsten zu besingen! —

Der Junge war die Freude des „Alten“, — wie

Marie den Gatten zu nennen die Gewohnheit hatte. — Es kam hie und da vor, daß der „Alte“ seine unwirschen Tage hatte, — dann wurde ihm Anderl gebracht; wirklich wie auf Zauberschlag verschwanden die Falten aus dem Gesicht; der Kleine wurde aufs Knie genommen, dort ließ ihn der Vater hopsen, — und „hei — didl — didl, — hei — didldidl“ — aller Ärger war verschwunden. —

Das ging so fort, bis Anderl ins fünfte Jahr trat. Dann war er freilich zu groß, um fort auf den Knieen des Vaters zu hopsen, und sich hei didldidl vorsingen zu lassen, — auch hieß es jetzt daran denken, den Schulpflichten nachzukommen. —

Zu diesem Zwecke wurde der Herr Lehrer von Kampegg für den nächsten Sonntag auf „an Löffl Supp'n, und a Glasl Wein“ gebeten, — denn Franz Geier hatte sich vorgenommen, seinem Anderl Etwas Ordentliches lernen zu lassen. — Er sollte ein Student werden, — und dann, — nun bei den Talenten des Kleinen konnte es ja nicht fehlen, — dann vielleicht

ein Lehrer, — oder ein Pfarrer, — oder gar ein Bezirksrichter! — Die Welt stand ihm ja offen . . . .

Der Herr Lehrer erschien pünktlich zur Stunde, — wie alle Dorfschullehrer, mit immerwährendem Appetit, und immerwährendem Durst ausgestattet. — Der „Löffl Supp'n" war nur eine Form der Bescheidenheit gewesen, mit welcher man den Gast gebeten hatte, denn es gab noch außerdem Rindfleisch mit Sauerkraut, und Knödl'n, — Backhendl mit Gurkensalat, und pflaumengefüllte Golatschen; — aus dem „Glas Wein" wurde natürlich ein Dutzend Gläschen, — vielleicht sogar mehr, denn des Herrn Lehrers Gesicht war leuchtend roth und glänzend, als nun die Marie wieder von der Küche hereinkam, und die dampfenden, kaffeegefüllten Gläser auf den Tisch stellte. —

Der Herr Geier, (das ausgiebige Mittagessen hatte dem Spender den Titel „Herr" eingetragen) — also, der Herr Geier hatte ganz recht, seinen Anderl zu einem tüchtigen Kerl heranziehen zu wollen, — betheuerte der Lehrer, denn in der jetzigen Zeit heißt's

lernen, — lernen, — und noch einmal lernen, um sich durchzufressen! —

Ja, ja, — alle Welt lernte heutzutage; — stimmte der Vater kopfnickend bei, (er schob dem Tischgenossen die gefüllte Tabakblase hin, damit sich dieser die Pfeife anstopfe) — warum soll also nicht auch der Bub Etwas lernen.

Der Weg war ihm ja sozusagen vorgeschrieben: Josef, als Ältester, hatte das Anrecht aufs Wirthshaus, — und Anderl, — nun der Anderl mußte eben sehen, wie er sich weiterbringen konnte. — Gäbs noch die Kaiserstraßenfuhren, dann freilich hätte der Vater keinen Augenblick gezögert, den Buben für sein eigenes ehemaliges Handwerk zu bestimmen, — aber jetzt sprach man allenthalben in den Zeitungen vom Eisenbahnbau, — ja, unlängst war sogar ein „Inschenerer“ auf der Durchfahrt hier gewesen, der eigens in die Gegend geschickt worden, um sich die Sache ein wenig von der Nähe anzusehen, mithin „war's aus“ mit den schönen Zeiten; — „Pfirt Gott Fuhrleut', — pfirt Gott Ein-

kehrwirthshaus, — und pfirt Gott Hausknecht." — der sich nach einem Dutzend „Jahrl'n" sein kleines Kapital zurücklegen konnte! —

„Wahr is!" — bestätigte der Lehrer, der nichts Besseres zu erwidern wußte, — „wahr is, Herr Geier!" —

Die Unterhandlung betreffs des Anderl wurde bald zu beiderseitiger Zufriedenheit beendet: Der Kleine sollte täglich nach Kampegg in die Schule gehen, und außerdem noch zwei Stunden hindurch beim Herrn Lehrer Privatunterricht genießen; — von diesen zwei Stunden sollte ein Theil dem Klavierspiele gewidmet werden, denn Geier hatte unlängst im „Allerweltblatt" gelesen, daß ein gewisser Mozart mit zwölf Jahren am kaiserlichen Hofe ein Konzert gegeben habe, — warum sollte also Anderl" —

Der Herr Lehrer hätte um sein Leben gerne wieder „wahr is" gerufen, aber diesmal wollte er doch dem Vater nicht allzuleichthin in seinen Hoffnungen, und Erwartungen beistimmen. — Er begnügte sich daher

damit, eine dichte Rauchwolke hinauszublasen, und sein Gegenüber mit einem listigen Augenblinzeln zu ermutigen.

Nachdem man noch den Preis der „Extrastunden" vereinbart hatte, verließ der Herr Lehrer etwas wankenden Schrittes das gastliche Haus.

Vom nächsten Morgen an ging Anderl in die Schule. —

Die Mutter hatte ihm aus einer alten, grobzeugenen Schürze einen Sack zusammengenäht, in welchem Bücher und Schreibzeug Platz fanden. Eine tüchtige Schnitte Schwarzbrot und Käse wurden dem Jungen allmorgendlich in die Jackentasche gesteckt; — so verproviantirt konnte er es leicht bis 3 Uhr nachmittags „aushalten." —

Mit dem Lernen wollte es aber nur „so — so" gehen. — Der Lehrer hatte seine liebe Noth damit beim A anzufangen, und bis zum Z zu gelangen. — Und dann erst das Einmaleins! — Der kleine Kerl war nicht von seiner Behauptung abzubringen, daß

$3 \times 3 = 7$, und $4 \times 6 = 19$ sei! — Mit Stäbchen oder Steinchen ging's ganz gut: Anderl legte drei Stück in eine Reihe, — nochmals drei darunter, — und ebenso zum dritten Mal; — dann zählte er: Eins, — zwei, — drei, — vier — u. s. w. bis neun.

„Gut Anderl; — also wieviel ist 3×3?“ —

„Sieben!“ — mit Überzeugung. —

Herrgott! — Wenn es nicht die Rücksicht für den Kampwirth gewesen wäre, — und — für den „Löffl Supp'n“, der sich allsonntäglich wiederholte, — der Lehrer würde „meiner Seel“ d'reingehaut haben, — aber so hieß es, Geduld haben, — und wirklich, — nach langen, mühevollen Wochen, gab der Schüler endlich das Faktum zu, daß $3 \times 3 = 9$, und $4 \times 6 = 24$ sei, — aber dafür wollte er auch, daß man ihm bezüglich des Produktes von 7×8 eine Konzession einräume, und es brauchte wieder Wochen, bis er sich einverstanden erklärte, die Zahl 56 statt 59 gelten zu lassen. —

Einmal riß dem Lehrer doch so weit die Geduld daß er sich, — zwar nicht an seinem Schützling, — aber an seinem eigen Fleisch und Blut, an seinem Schani vergriff, denn dieser hatte offenbar dem Anderl falsch soufflirt, — und noch dazu in Gegenwart seiner Hochwürden! —

Unerhört! — Der unglückliche Schani wurde nach der Schule durchgebläut, daß er bei hellem Taglicht die Sterne am Himmel zu sehen vermeinte! —

Schani war um drei Jahre älter, als sein Kamerad, — und gerade deßhalb hatte ihm der Vater den Platz neben Anderl angewiesen. Er hoffte, dadurch eine Art magnetischen Stromes zwischen den Beiden herzustellen, — und er erwartete, daß sich Schanis Wissen auf diese Weise unvermerkt, und allmählig dem Jüngeren mittheilen werde. —

Die Erwartungen gingen auch mit der Zeit theilweise in Erfüllung: Schani kam mit dem Vater alle Sonntage zum Kampwirth herüber. Während die Alten nach dem Mittagsessen bei ihrem Glas Wein,

oder Kaffee sitzen blieben, tummelten sich die beiden Jungen draußen auf der Wiese herum, ließen flache Steinchen übers Wassers gleiten, stöberten Grillen aus ihren Verstecken, oder bauten Burgen nach dem Modell der alten Ruine, die von d'rüben herübersah. — Schani erzählte bei diesen Spielen dem jüngeren Genossen Geschichten. — Er hatte von dritter Hand ein ausgedientes Märchenbuch eingehandelt (fünf Handvoll Nüsse war der Preis gewesen) — und diese Geschichten waren es nun, die er dem Kleinen mittheilte: — Da gab es Burgen, und Ritter, und Damen mit goldigem Haar; — brave Knappen, und furchtbare Drachen, sowie neckische Kobolde, welche den Menschen allerlei Schabernack anthun. —

Anderl begann sich für die Erzählungen zu interessiren, und als eines Tags Schani das illustrirte Buch mitbrachte, erregte dasselbe beim Anderen so viel Begeisterung, daß er beschloß, sich von morgen an fleißig mit dem Buchstabiren zu befassen, um alle die schönen Geschichten selbst lesen zu können, die der Freund nur

in kurzen Auszügen mittheilte. — So erfüllte sich der Zweck des Lehrers nach und nach von selbst: Der Umgang mit dem Sohne hatte es bewirkt, daß Anderl endlich doch Fortschritte machte. —

Es war natürlich, daß die beiden Knaben plötzlich ihr Augenmerk auf die verfallene Burg zu werfen begannen. — Dorthin versetzten sie die Helden aus ihren Märchen, und es wurde beschlossen, eines Nachmittags den Aufstieg zu wagen, um den geheimnißvollen Ort von unmittelbarer Nähe in Augenschein zu nehmen. —

Anfangs geschah dies nur zaghaft, — etwa wie wenn ein paar Länderentdecker ihre Füße auf unbekanntes Gebiet setzen und erwarten, von einem hinter Felsblöcken oder Buschwerk lauernden Feinde überfallen zu werden. —

Anderl zitterte für den Freund, der endlich die Kühnheit so weit trieb, durch das große Bogengewölbe zu dringen, um in den inneren Hof zu gelangen. — Es waren furchtbare Minuten, die der Kleinere allein verbrachte, während der muthige Knappe, mit einem

Knüttel bewaffnet, vorsichtig dahinschlich, — gewärtig, im nächsten Moment dem Drachen in den Rachen zu rennen. —

Schani blieb nicht allzulange weg; — er kam schneller zurück als er gegangen war. — Zwar hatte er nicht das schreckliche Ungethüm von unmittelbarer Nähe gesehen, — aber es unterlag keinem Zweifel, daß es dort hause, denn seine Augen hatten ihn nicht getäuscht: dort hinten, ganz am Ende des Hofes, inmitten des dichten Gewirres von Brennnesseln und Disteln, hatte sich Etwas bewegt, das nichts anderes, als ein Lindwurm sein konnte, — und diese Entdeckung hatte auch Schani veranlaßt, seinen Rückzug zu beschleunigen. —

„Gehmm'r," — schlug Anderl vor, der sich recht unbehaglich fühlte. — Am nächsten Sonntag konnte man ja die Expedition weiter ausdehnen, nur hieß es sich da ordentlich bewaffnen, um allen Gefahren mit Erfolg trotzen zu können. — Schani war jedoch neugierig geworden. — Wer weiß, ob sich am nächsten

Sonntag der Drache zeigen würde, — das war vielleicht heute nur zufällig; — sollte man da die günstige Gelegenheit vorübergehen lassen? — Wenn Anderl mithalten wollte, so getraute sich Schani, dem Feinde auf den Leib zu rücken, — denn Einer könne vorne, der Andere hinten anpacken, — und der Triumph, wenn sie einen Drachen nach Hause brächten, — die Belohnung ungerechnet, die ihnen zweifelsohne von Seiten der befreiten goldlockigen Prinzessin zu Theil werden mußte, — war zu groß!

Anderl wollte aber nicht recht anbeißen, und auch sein Kamerad schien auf seinem Projekt nicht mit aller Festigkeit beharren zu wollen; — vielleicht war's wirklich besser, sich zum bevorstehenden Kampf recht gehörig zu rüsten; auch begann der Tag langsam zu schwinden, — und bei der Dämmerung ist's an solchen Orten doch nicht ganz geheuer. — Ein Laut, der aus dem Inneren des Hofes heraustönte, bewog die beiden Knaben, nicht mehr länger über das Für und Dagegen zu beraten; — der Lindwurm hatte genießt, —

das war genug, um sie für heute zu einem schleunigen Rückzug zu bestimmen. —

Die ganze Woche hindurch wurde in den freien Stunden an den Vorbereitungen gearbeitet. Beim Tischler gab es Sägeabfälle in Form von Holzlatten, aus denen sich vortrefflich Schwerter herstellen ließen; die Einbanddecken eines alten geographischen Atlas, welchen Schani zu Hause in der „Bodenkammer“ fand, waren zu Schildern wie geschaffen, — so konnte man's schon wagen, dem Feinde entgegen zu treten. —

Es fehlten zur vollständigen Ausrüstung nur noch die Sporen, denn ohne derlei Attribute gab's nie und nimmer einen ordentlichen Ritter, — Doch da war guter Rath theuer. Zwei volle Tage hindurch zerbrachen sich die beiden Freunde die Köpfe, wie sie diese beiden unentbehrlichen Requisiten herstellen konnten, ohne zu einem Resultat zu gelangen. — Endlich half der Zufall: Es gab Sonntags gebratene Enten, — und merkwürdig, — nachdem Schani sein Stückchen „abgekiefelt“ hatte, blieb ihm ein Knochen, der täuschend

dem bewußten Ritterschmuck ähnlich sah. — Er schob dem Genossen augenzwinkernd den Gegenstand zu; Anderl begriff sogleich. — Sein Blick schweifte über die Teller der übrigen Tischgenossen, — und richtig dort, vor dem Lehrer lag das Stück, welches das Paar machen konnte, — und — oh Freude, die Mutter nagte soeben an Nummer drei! — Noch eins, — und sie hatten, was sie brauchten. — Anderl entwickelte plötzlich einen nicht zu stillenden Hunger, was den Vater zu beifälligem Schmunzeln veranlaßte: — Recht so. — Der Bub war die Woche über fleißig gewesen, — wie der Herr Lehrer versichert; — wenn man gut arbeitet, muß man auch gut essen, — mithin konnte sich Anderl getrost noch ein Stück nehmen. Jetzt handelte sichs aber darum, das Richtige herauszufinden; — er klaubelte und klaubelte in der Schüssel, bis endlich die Mutter ärgerlich sagte: „No Anderl, willst über Nacht d'rinbleiben?" — Nein, er wollte nicht über Nacht d'rinbleiben, — aber was nützt der Mantel, wenn er nicht gerollt ist! —

„Lass'n geh'n" — bemerkte der „Alte" gutmüthig — „der „Schlank'l versteht si' auf de marben Biss'n." —

Endlich hatte der Schlank'l gefunden, was er gesucht. Er nagte seinen Knochen mit der Emsigkeit einer Ameise rein, und dann konnten sich die beiden Helden zu ihrem Unternehmen rüsten. —

Der Aufstieg fand unter der sengenden Hitze einer Julisonne statt. — Darauf achteten die Jungen jedoch nicht. Es war ihnen darum zu thun, bei vollem Tageslicht ihr Abenteuer zu bestehen, — denn die Dämmerung ist doch gar zu unheimlich, — dazu gehörten stärkere Nerven, als die ihren, um der Nacht und deren Schrecknissen zu trotzen. —

Schani bildete die Vorhut. — Vorsichtig schlich er durch den Bogengang, mit dem Schild den Körper deckend, das Schwert zum Schlage bereit, hinter ihm, in der Entfernung mehrerer Schritte, mit klopfendem Herzen und fliegendem Athem, folgte Anderl. —

Nichts ließ sich heute im Nesseldickicht blicken; —

erstickend brannte die Sonne auf den leeren Hof herab; — „hab i' nit recht g'habt." — flüsterte der Ältere — „S' is nit alle Tag Kirtag!" —

Übrigens gab ihnen diese absolute Stille wieder ihren vollen Muth zurück.

„Vorwärts" — mahnte Schani, auf das verfallene Treppenhaus zuschreitend, — und Anderl gehorchte dem Rufe. — Sie klommen die einzelnen Stufen hinauf, und gelangten endlich ins erste Stockwerk. Nachdem sie jedoch den großen Saal durchschritten hatten, war ihnen Halt geboten: — im nächsten Gemach schienen die morschen Balken nicht mehr fest genug, um ihr Gewicht tragen zu können. —

Eben wollten sie von der anderen Seite einen Zugang suchen, als Anderl zusammenfuhr, und den Kameraden anstieß: „Hast g'hört?" —

„Was?" — frug der Andere erbleichend. —

„Der Drach."

Ja jetzt vernahm es auch Schani deutlich: Der „Drach" hatte wie am letzten Sonntag genießt! —

Nun war der Moment gekommen. — Schani hatte sich schnell wieder gefaßt; er schlich behutsam zum Fenster, und lugte in den Hof hinab: Richtig, — dort unter den Nesseln bewegte sichs wieder! Die Form des unheimlichen Wesens war nicht genau zu unterscheiden, da der größte Theil den Blicken durch das Gestrüpp entzogen wurde, – aber die Farbe stimmte vollkommen: blaugrünlich, mit weißen Punkten, die ohne Zweifel die Schuppen waren; genau so erinnerten sich die Knaben, den Lindwurm in ihrem Buche abgebildet gesehen zu haben. Wieder gab der muthigere Schani das Zeichen. — Mit einem „pst" mahnte er den Genossen zur Vorsicht, — und nun gings im Sturmschritt, mit hoch gehobenem Schwert, vom Schild gut gedeckt, gegen den Feind. —

Schani stürmte wie ein echter Roland dahin. — Er holte zum Schlag aus, und — klatsch, fiel das Schwert auf die Rundung, die sich seinen Blicken darbot; — gleichzeitig munterte er den Genossen mit einem

„Hau d'rein, Anderl!“ — zur Theilnahme am Kampfe auf. —

„Jessas Maria und Josef!“ — heulte der Lindwurm, wie von der Tarantel gestochen emporschnellend, — und dann auf Anderl, der entsetzt in die Knie sank, losspringend: „Bua, mistiger, — wart, daß i' d'r an Ohrwaschl ausreiß!“ — Der Moment war ein furchtbarer. Anderl hielt sich verzweifelt die Hände an beide Ohren, um die Drohung des Lindwurms so gut als möglich zu vereiteln, — und Schani ließ Schwert nebst Schild im Stich, um hinter dem Geröll ein sicheres Asyl zu suchen. —

„Mir scheint gar, dös is der Geier Anderl! Na wart Du!“ — keifte das Ungeheuer. —

Anderl zitterte. Also der Lindwurm kannte ihn persönlich! —

„Jessas, d'e Schiermaier Wawerl!“ — rief Schani überrascht, aus seinem Versteck hervorspringend — „Mir ham g'laubt“ —

„Was habt's g'laubt', Lausbub'n?" — rief die entrüstete Alte. —

„Mir ham g'laubt, daß D' a Drach bist!" —

Diese Aufrichtigkeit verbesserte durchaus nicht die Situation der beiden Lindwurmtödter, — denn die Schwerbeleidigte stürzte nun mit der Wuth eines echten Drachen auf den unglücklichen Schani los, packte ihn beim Schopf, und machte sich daran, demselben ihrem Versprechen gemäß, „die Seel aus'n Leib" zu beuteln. —

Endlich wand sich Schani heulend und jammernd los, während die Alte mit ihrem Päckchen Wegerich, den sie hier gesammelt, wetternd davonhumpelte, um ihre Drohung zu erfüllen, und dem Lehrer zu klagen, daß sein Schani sie einen Drachen geheißen habe. —

Die beiden Ritter verließen beschämt den Schauplatz ihrer Heldenthat.

Schani schlich zögernd, und Schlimmes ahnend in die Nähe der väterlichen Behausung, — und die Alte hatte Wort gehalten, — — es gab zum Abendessen eine tüchtige Tracht Prügel! — — — —

Zweites Kapitel.

Vier Jahre waren dahingegangen. — Schani und Anderl waren die ganze Zeit hindurch unzertrennliche Freunde geblieben. — Ihre Passion für die alte Burg und deren Geheimnisse hatte nicht im mindesten abgenommen, obwohl sie das Nest so genau wie ihre Taschen kannten. Kein Schlupfwinkel war ihren forschenden Augen entgangen; die alten Keller, Verließe, ja selbst den theilweise verschütteten geheimen Gang hatten sie regelmäßig besucht und zu ihren Ritterspielen benutzt. — Jetzt sollte das Alles anders werden: Schanis zwölfter Geburtstag war gefeiert worden, — mithin höchste Zeit, in die Klosterschule von St. Pölten einzutreten, — und damit den ersten Schritt zur künf-

tigen Karriere, zum Priesterstand, zu machen. — Die beiden Knaben standen im Hof der Ruine. — Es war der letzte Nachmittag gewesen, den der Ältere mit seinem Kameraden hier zugebracht; — jetzt hieß es vom lieben alten Ort Abschied nehmen. — Vor ihnen, an der von Arkaden durchbrochenen Mauer, fanden sich noch Spuren einstiger Herrlichkeit: Der geräumige Hof hatte in vergangenen Zeiten als Tummelplatz für ritterliche Spiele gedient, — und einzelne Überbleibsel ehemaliger Fresken waren noch an der meist abgemörtelten Wand sichtbar, — unter anderen auch das einzige halbwegs erhaltene, — oder vielmehr erkennbare Bildniß einer Person welche an den Turnieren theilgenommen. — Das Gesicht war wohl total verwischt, — aber vom Helm blieb noch ein bläulicher Schatten zurück, — ebenso vom Rest der Gestalt; — jedenfalls war es nicht schwer zu erkennen, daß das Gemälde einst einen geharnischten Mann vorgestellt hatte. — Darunter stand die wohlerhaltene Inschrift:

„Peter Holtzapfel. Ritter.“ — und die
Jahreszahl „1450.“ —

Schani bückte sich seufzend nach einem Topf, der auf dem Boden stand, ließ vom Pinsel die blaugraue Farbe abtröpfeln, und entwarf rasch, und so gut es die Kunstfertigkeit eines Zwölfjährigen erlaubte, ein Gemälde. — Die Arbeit dauerte nicht lange; im Nu war Etwas an die Wand, in unmittelbarer Nähe des Recken aus dem fünfzehnten Jahrhundert, geklext, — eine sonderbare Gestalt, etwa einem Zuckerhut gleichend, der, mit sehr kurzen Beinen, aber um so längeren Armen ausgestattet, einen verzweifelten Kriegstanz aufführte. — Darunter kam nun die Inschrift: „Johann Hinteregger. Ritter. 1847.“ Jetzt kam an Anderl die Reihe, den Pinsel zu führen. Ein zweiter Zuckerhut schloß sich bald dem ersten an, und dann: „Andreas Geier. — Ritter. — 1847.“ —

So, ein Theil der Arbeit war hiermit abgemacht. Blieb nun noch der Rest. — Schani zog feierlich aus der Tasche eine leere Stiefelwichsbüchse. In dieser lag

wohlverwahrt das Dokument, welches besagte, daß anno 1847 zwei Ritter, — (folgten die Namen) beinahe einen Drachen getödtet, — und hier, am Turnierplatz, gegen 1300 Zweikämpfe mit einander ausgefochten hätten! — Diese interessante Urkunde wurde unter dem umgestürzten steinernen Löwen vergraben, welchem zu der Blüthezeit der alten Burg das Amt zugekommen, aus seinem Rachen Wasser in den jetzt völlig ausgetrockneten Bassin zu speien. —

Schließlich wurden die Schwerter nebst den Schildern zerbrochen, und im unterirdischen Gang zur Ruhe bestattet. — Nachdem die beiden Knaben diese Ceremonie mit dem gewissenhaftesten Ernst vollzogen hatten, — verließen sie langsamen, feierlichen Schritts den Hof. —

Der Kampwirth hatte darauf bestanden, daß das Abschiedessen bei ihm gefeiert werde. — Der Herr Pfarrer, sowie ein Halbdutzend der vertrautesten Nachbarn, waren natürlich zu diesem Feste eingeladen worden. — Die Hausfrau hatte sichs diesmal Etwas kosten lassen, den Gästen ein ordentliches Festmahl vor-

zusetzen. — Man sollte sehen, daß man beim Kampwirth wisse „was sich g'hört!" — Dem gekochten Rindfleisch folgte gebratenes, dann Backhendl'n, — dem Backhendl'n polnischer Fisch, — dem polnischen Fisch „junge Gansl'n", — den „jungen Gansl'n" saurer Has', — dem sauren Hasen ein „Kalbsschlägl", — und hierauf noch „Zwetschenknödl", Torte, Kuchen, Backwerk, — — kurz, die Tafelfreuden nahmen nicht weniger als drei volle Stunden in Anspruch. —

Der Lehrer hatte sich's nicht nehmen lassen wollen, auch sein Scherflein beizutragen, — war ja doch das Ganze seinem Buben zu Ehren veranstaltet worden, — und da der Herr Geier von einem Geldbeitrag nichts hatte wissen wollen, so sandte der Vater des „Jubelknaben" schon am frühen Morgen ein Fäßchen Pilsner herüber; — auch hatte der Herr Pfarrer die Aufmerksamkeit gehabt, mehrere „Laternen" goldglänzenden alten Mailberger in seinem „Wägerl" mitzubringen. — Somit lief Alles vorzüglich, — fast glänzend ab. — Der Hochwürdige war vortrefflicher Laune. — Er

hatte das Fäßchen Pilsner beinahe allein für sich mit Beschlag belegt, während sich die Anderen am Mailberger gütlich thaten. —

Plötzlich räusperte sich der Herr Pfarrer, — hustete, — wischte sich die Lippen, und rief, sein Glas erhebend: „Auf das Wohl des künftigen Amtskollegen!“ —

Das war schmeichelhaft. — Der Herr Lehrer warf dem Sohne einen auffordernden Blick zu, sich vom Sitz zu erheben, und ergriff hiernach im Namen des Buben das Wort, um in unendlich entwickelter Rede für die Ehre zu danken, die ihm der hochwürdige Herr Pfarrer erwiesen hatte. — Der arme Schani fand von diesem Augenblick an wenig Gelegenheit mehr, sich an den guten Dingen zu erfreuen, die ihm vorgesetzt wurden, denn da der Pfarrer einmal das Zeichen zu den Toasten gegeben hatte, so war die Litanei nicht mehr aufzuhalten. — Jeder der Anwesenden fühlte sich verpflichtet, sein Wort mitzureden, — und als die Reihe durchgelaufen war, ließ es der Hochwürdige noch einmal „'rumgeh'n,“ so daß Schani bis zum Schluß

der Tafel fort auf den Beinen zu bleiben gezwungen war. — Das war so traurig, daß der Junge endlich in ein lautes Heulen losplatzte. —

Alle, bis auf die Hausfrau, hielten diesen Thränenstrom für einen Ausbruch der Rührung über die vielen schönen Worte, die da zum besten gegeben wurden, — doch Frau Marie begriff besser, um was es sich handelte. Sie zerrte dem Knaben die Taschen seiner Jacke auseinander, und stopfte nun an Kuchen, sowie Backwerk hinein, was nur Platz finden konnte. Das wirkte beruhigend; — als jetzt sogar noch eine Torte „für d' Reis'" in ein Tüchelchen eingebunden wurde, verzog sich endlick Schanis weinerliches Gesicht zu einem breiten, zufriedenen Lächeln. —

Anderl gab dem Kameraden einen Henkelgulden zum Andenken mit, — dann brachen die Gäste auf, um den Heimweg einzuschlagen. —

Der Pfarrer bot dem Lehrer, und dessen Sohn einen Platz in seinem „Wägerl" an, ein Antrag der mit Dank acceptirt wurde, und welcher beiden zum

höchsten Vortheil gereichte, denn da der Hochwürdige nach rechts, — der Andere nach links wankte, so konnten sie mit vereinten Kräften den alten Gaul in der ungefähren Richtung halten: — zog der Eine zu sehr nach seiner Seite, und begann sich das Gefährt bedenklich zu neigen, so stellte der Andere das Gleichgewicht wieder her, indem er seinerseits einen kräftigen Ruck an den Zügeln machte, — und so ging es prächtig, — in regelmäßigem Zickzack die sandige Straße entlang. —

Nachdem der Kampwirth seine Gäste bis vor die Hausthüre „bepfirtet" hatte, kehrte er wieder mit seiner Frau in die Wohnstube zurück. — Beide setzten sich an den mit Speise und Trankresten vollbesetzten Tisch. — Der „Alte" stopfte sich die Pfeife frisch, goß den Rest der vor ihm stehenden Flasche in sein Glas, und sagte zur Frau, die sich ans Aufräumen machen wollte: „Wart, Marie, bleib no' a wengerl sitz'n". — Marie folgte der Aufforderung; — sie ließ sich an der Seite

ihres „Alten“ nieder, und nun begann Geier über Anderl zu sprechen: —

Der „Bua“ hatte seine Normalklassen fast vollendet. — Noch drei Wochen, dann kamen die Ferien, und nach diesen mußte man daran denken, über den Sohn zu entscheiden. — Entweder soll er ins Gymnasium nach Horn, oder, — gleichwie der Lehrer-Schani, ins Seminar nach St. Pölten. —

Die Mutter stimmte für das Letztere. — Ihrer Ansicht nach war der Priesterstand der schönste auf der Welt, — und noch dazu die sichere Versorgung! Einmal ausgeweiht, gab es bald eine Vikarsstelle, — nachher eine Pfarre, — und mit der Zeit, — wer weiß, es hat's schon mancher Bauerssohn zum — Prälaten gebracht! —

Der „Alte“ hatte gegen diese Kombination nicht das Geringste einzuwenden; — gewiß wär's schön gewesen, das noch zu erleben, daß Anderl ausgeweiht wurde, — und Marie hatte ganz recht: die sichere Versorgung war viel werth. — — Andrerseits, wenn

er das Gesetz studirte, konnte er's auch weit bringen, — freilich nicht, ohne daß er sich jahrelang mühsam „durchg'frett'" hätte, — aber dann, wenn er einmal obenauf käme, — wie der berühmte amerikanische Präsident, der „Wascher Toni," — oder wie er sonst hieß, — über den der „Alte" unlängst in der Zeitung einige Anekdoten gelesen hatte! — Das war halt doch 'was anderes, so ein Präsident, der über Millionen von Menschen zu kommandiren hatte, — dagegen konnte sich wohl ein Prälat, — ja selbst ein Bischof verstecken! Ja, ja, — wenn's dem Anderl bestimmt wäre, ein zweiter Wascher Toni zu werden, — das wär' s' Wahre!" —

Vorläufig entschied man nichts definitives, — und es war auch besser so. — „Kommt Zeit, kommt Rath." — Während der Ferien werde sich vielleicht der Weg zeigen, den man einzuschlagen hatte. — . . . .

Einige Tage nach dieser Unterredung wachte de Vater mit heftigem Kreuzstechen auf. — Er versucht den Schmerz zu überwinden, und der gewohnten Arbeit

nachzugehen, — aber unmöglich: er fiel klagend auf's Bett zurück. — Das war ärgerlich, denn es gab eben viel in der Mühle zu thun, so daß Joseph allein den Geschäften schwerlich nachzukommen vermochte. — Anderl wurde deshalb beauftragt, zum „Bader zu rennen", — denn der Vater mußte um jeden Preis bald auf den Beinen sein. —

Der Bader kam, untersuchte den Kranken, und bestimmte, daß ohne Zeitverlust ein Zugpflaster aufgelegt werden müsse. — Er wollte das Pflaster frisch bereiten, damit es wirksamer sei. — Anderl konnte mit ihm hinüberkommen, und das Medikament dann nach Hause zurückbringen. —

Das war für Anderl Etwas ganz Neues, als er mit dem Bader (den man gemeiniglich „Doktor" titulirte) in dessen Behausung trat. —

Dort, im kleinen Laboratorium, wo in offenen Fachwerken allerlei Tiegelchen und Töpfchen gereiht standen, — wo eine vergoldete Schlange, sowie mehrere ausgestopfte Eidechsen von der Decke herabhingen, und

wo eine ätzende Atmosphäre von allerlei Kräutern und Tinkturen herrschte, — dort wurde es dem Knaben ganz wunderlich zu Muthe; — es schien ihm schier, als befände er sich im Thurmgemach des Zauberers aus seinem Märchen, der allerlei Heiltränklein, — und auch allerlei todtbringende Gifte für die Menschen zusammenmischte. —

Die Augen des Kleinen folgten jeder Bewegung des Baders. — Aufmerksam und voller Interesse sah er dem Alten zu, wie dieser den verschiedenen Tiegeln Substanzen entnahm, mischte und rührte, und tröpfelte und strich. — „Na, Anderl, was schaust denn?“ — frug der Zauberer, über seine Brillen hinüberschielend — „Möchst 'leicht gern a Dokt'r werd'n?“ —

Freilich hätte er um sein Leben gern so einen kleinen Apothekerladen besessen, um darin herum zu hantiren, und Arzneien zu mengen, — aber dem Bader getraute er sichs nicht so ohne weiteres zu sagen; er behielt sich diese Nachricht für zu Hause vor, und als er nun, keuchend vom langen Dauerlauf, in die väter-

liche Stube trat, übergab er der Mutter sein Päckchen: „Mutter, — i' möcht gern a Dokt'r werd'n.“ —

„No wär nit aus!“ — erwiderte diese lachend, während sie das frische Pflaster dem „Alten“ auf die Rippen applizirte, — „Hörst Alter, was der Anderl sagt?“ — aber der „Alte“ hatte nichts gehört, denn vor Schmerzen war ihm „Hör'n und Seh'n vergang'n!“ — Das zog nur und brannte: „U Jaigerl, u Jaigerl!“ klagte er, der nie krank gewesen, und dem die Schmerzen deshalb um so fühlbarer waren: „O Du mei', — aus is, — aus is!“ —

„Geh, sei gut, Alter; — s' wird scho' bess'r werd'n.“ — Doch die Mutter hatte gut zur Geduld mahnen, — es wurde immer schlechter, und nachdem die Stelle, an welcher das Pflaster saß, roth wie der Panzer eines gesottenen Krebses geworden war, hielt's der Patient nicht mehr länger aus: Er riß den Leinenfleck herunter und schleuderte denselben weit von sich. — Der Teufel soll alle Bader holen! —

Das gab dem Anderl freilich einen kleinen Stich in's Herz.

Kam da plötzlich ein durchziehender Scheerenschleifer in die Stube gepoltert, und verlangte ein Glasl Wein. — „Was fehlt'n Vater?“ — frug der Mann, nachdem er sich behaglich am Tisch breit gemacht hatte. —

„S' Kreuzstechen hat er,“ erklärte die Mutter, dem Gaste den „Stutzen“ hinstellend. —

Ja, das thut freilich weh. -- Der Scheerenschleifer kannte den Schmerz aus Erfahrung; aber es gab ein probates Mittel dagegen. —

Ei was, das hatte man schon versucht, doch es wollte nichts helfen, das verflixte Zugpflaster. —

Was Zugpflaster, — Unsinn! — Er garantirte, den Kranken ohne alle Salben und Medizin zu kuriren, wenn man ihn gewähren lassen wollte. — Der Patient wurde aufmerksam. Er begann sogar, sich mit einzelnen abgebrochenen Lauten ins Gespräch zu mengen. — Wenn das Einer imstande wäre, das wäre freilich nicht übel, — aber —

„Was gilt d' Wett?" — frug der Schleifer, in den Tisch schlagend. —

„Was d' willst," — war die Antwort, — „a Maß Wein und a Guldenzettel ließ i' m'r's scho' kost'n." —

„Topp! — Morgen fruh bist g'sund wie a Lercherl." — Der Gast entledigte sich seiner Jacke und der schweren Bundschuhe. Dann sprang er mit einem gewaltigen Satz in's Bett, — dem Andern gerade aufs Kreuz. — Du lieber Himmel, war das ein Jammergeheul! — Aber der neue Doktor ließ sich nicht einschüchtern; er tanzte dem Wimmernden auf dem Rücken umher, bis Beiden der Athem ausgegangen war. — „So," — der Schleifer stieg wieder herunter — „jetzt gut zudeck'n, — a Glasl Glühwein auf'n Schreck'n, — und dann einschlaf'n; — morgen fruh is Alles vorüber!" —

. . . .

Srrrrrr — rrr — rr — schnurrte der Wetzstein an den Küchenmessern, als Geier am nächsten Morgen erwachte. —

„Na wie steht's G'vatt'r?" — frug der Schleifer grinsend, während die Mutter neue Messer zum Schärfen herbeibrachte. —

Der Befragte wagte es nicht recht, sich zu rühren. Er fürchtete noch immer die heftigen Stiche, die ihn gestern jede Bewegung verleidet hatten. — Jetzt versuchte er's, einen Arm unter der Decke hervorzuziehen, — dann den anderen, — es ging ganz gut. — — Aber die Beine, — damit werde er wohl noch nicht muksen können. — Doch, doch, — keine Spur von einem Stechen, — seibst umdrehen konnte er sich ohne alle Beschwerden! —

„Nur aussa G'vatt'r, s' geht scho'!" versicherte der Andere. —

Wirklich, es ging, — und noch dazu ganz vortrefflich. — Ein „haupischer" Kerl, der Schleifer; — Wer hätte nur das je glauben können! — Der Wirth nahm sich einen „Rand" und sprang aus dem Bett, — gesund und wohlgemuth; — die Schmerzen waren wie davongeflogen. —

Der „haupische Kerl,“ der den Kampwirth wie auf Zauberschlag kurirt hatte, wurde nicht so leicht fortgelassen. Er mußte zum Mittagessen bleiben, und nachdem er allerlei Schnurren aus seiner Wanderpraxis erzählt, — daß der Wirth und die Wirthin vor Lachen gar nicht zu sich kamen, zog der Mann triumphirend mit zwei funkelnagelneuen Guldenzetteln seiner Wege. —

„Und wann i' denk, daß der Anderl gern a Bader werden möcht,“ — sagte die Mutter kopfschüttelnd —

„Das i' nit lach!“ — rief der Vater — „Warum nit lieber glei' a Todtengraber!“ —

Drittes Kapitel.

Anderl war in die erste Klasse des Gymnasiums eingetreten. —

Der „Bader" wollte ihm nicht aus dem Kopf. — Wohl hatte er sich gehütet, diese Idee nochmals öffentlich zu Hause kund zu geben, denn der Vater hatte seit seiner ersten und letzten mißglückten Zugpflaster-Kur allen „Badera" Fehde geschworen. Er hielt nur mehr Etwas auf die Scheerenschleifer! — —

Da aber Anderl so inständig gebeten hatte, man möge ihn nicht Pfarrer werden lassen, so sahen sich die Eltern doch endlich veranlaßt, den Sohn, statt ins Seminar, aufs Gymnasium zu senden. —

Für die Unterkunft des Knaben war aufs beste gesorgt worden: Ein Geschäftsfreund des Vaters hatte sich bereit erklärt, dem Anderl Kost und Wohnung (natürlich gegen Vergütung) zu geben. —

Herr Friedrich Fridolin Fummerer, — oder F. F. Fummerer & Geschwister, — wie er sich nach seiner Firma zu nennen vorzog, — besaß einen wohleingerichteten Materialwaarenladen im eigenen Hause. — Dort, im obersten Stockwerk gabs Raum genug für den kleinen Kerl, den Sohn des Geschäftsfreundes. — Die Dachkammer war prächtig, — luftig, — geräumig, und Niemand konnte den angehenden Studenten in seiner Arbeit stören.

Die Firma-Kompagnons, — die Geschwister, waren auf eine einzige Repräsentation, Fräulein Constantia, zusammengeschmolzen. Den Rest hatte der rücksichtslose Sensenmann hinweggemäht, — zur Entschädigung blieb aber die Schwiegermutter des letztgestorbenen Bruders mit neun unmündigen Rangen glücklich der Nachwelt erhalten. — Der verwitweten Kataster-

Direktorsgehilfen-Gattin war mit den neun Waisen ein Theil des Hofflügels eingeräumt worden, wo sie über die wilde Schaar nach Gutdünken ihr Szepter, in Form einer umfangreichen, gesalzenen Birkenruthe schwingen konnte, während J. J. Jummerer & Geschwister das erste und einzige Stockwerk des Frontgebäudes innehatte. —

Der gegenwärtige Chef des Hauses war in seinem Städtchen eine bedeutende Persönlichkeit, — bedeutend nicht allein seines ausgedehnten Geschäftes wegen, sondern weil er verschiedene Ehrenstellen bekleidete, — nach denen so manche seiner Mitbürger vergeblich gestrebt hatten: — Er war Kommandant und Hauptmann der Bürgerwehr, erster Tenor des Männergesangbundes „Hilaria", — und Präsident des Lesevereins. Je nach den einzelnen Stellen, die er augenblicklich zu vertreten hatte, richtete er auch seine Kleidung, Sprache und Bewegungen ein. —

„& Geschwister", — oder zum besseren Verständniß:

Fräulein Constantia Fummerer, lebte in starker Anbetung ihres Bruders und Chefs. —

Sie war eine Dame in mittleren Jahren; genaue Auskunft über ihr Alter wußte nur Herr F. F. zu geben, aber dieser blieb über den Punkt schweigsam wie das Grab. — Die geübtesten Beurtheiler mußten sich unfähig erklären, in dieser Frage eine Entscheidung zu fällen, — und auf die Behauptungen der verschiedenen Klatschschwestern, welche das Städtchen in reicher Auswahl beherbergte, war so gut wie nichts zu geben. —

Diese Klatschschwestern gingen in ihrem Neid, und in ihrer Mißgunst so weit, zu versichern, daß „& Geschwister" ebenso alt wie die Firma selbst sei, — aber das war sicherlich pure Verleumdung: Die Firma stammte aus dem Jahre 1795, — (wie man sogar auf dem Schilde über dem Eingang zum Waarenlager lesen konnte) — da jedoch Fräulein Constantia noch immer an allen Tanzkränzchen, Liedertafeln und Land-

partheien thätigen Antheil nahm, so war jene Versicherung ganz ohne Zweifel einfach unwahr. —

Eine Schwäche, die man ihr allenfalls vorwerfen konnte, war die, daß sie vielleicht zu sehr auf das Äußere ihrer Person hielt: Sie liebte es, in Seidenkleidern umherzugehen, — doch beileibe nicht schreiend in der Farbe: — hechtgrau, violett oder kastanienbraun, das waren die drei Nuancen, die sie bevorzugte — auch hatte sie die Gewohnheit, sich schon vom frühen Morgen an mit allem Schmuck, den sie besaß, zu behängen. —

Da gab es nun eine Masse von Witzeleien, die sich die bösen Zungen erlaubten: Der Eine versicherte, daß der Goldarbeiter Wimmerl sie für seine Geschäftsauslage gemiethet habe, — der Andere erzählte, daß eine Deputation der Nyam-Nyam unterwegs sei, um ihr einen massiven Ehrenring für die Nase zu überreichen, — ja, ein Dritter wollte sogar aus sicherer Quelle wissen, daß sie auf der großen Zehe einen

Siegelring trage! — Boshaft, weiter nichts; — boshaft, und geistlos!

Fräulein Constantia scheerte sich übrigens nicht viel um das, was man im Städtchen sprach; — sie ging ruhig und gewissenhaft ihrer Wege, that Gutes, wo sie nur konnte, und half dem Bruder wacker, das Geschäft und den Haushalt besorgen.

Am Tage, an welchem Anderl ins befreundete Haus zog, befand sich Herr F. F. Fummerer & Geschwister in einer der Situation angemessenen martialischen Stimmung, denn man hatte einen feierlichen Gottesdienst mit Salven begangen, wozu natürlich die Mitwirkung der Bürgerwehr unerläßlich gewesen. — Jetzt war die „Parade" wohl vorüber, aber der Kommandant und Hauptmann hatte noch nicht Zeit gefunden, die kriegerische Hülle vollkommen abzustreifen, — denn bei seiner Heimkehr fand er mehrere bedeutende Kunden, die seiner harrten, und welche nun rasch bedient werden mußten. — Somit war ihm nur Zeit geblieben, sich eiligst des schweren Schleppsäbels zu

entledigen, und über die Uniform das grobleinene Vortuch zu binden.

Jetzt hantirte er hinter der „Pudl" mit allerlei Gewürzen und Waaren, die er den Ungeduldigen abzuwägen hatte.

Anderl, als er an der Hand des Vaters eintrat, erkannte anfangs den künftigen Pflegevater gar nicht: Wer konnte das nur sein, der mit finster zusammengezogenen Brauen, — mit fast blutdürstigem Ausdruck, die Zunge der Wage beobachtete, und der in kurzem Kommandoton rief:

„Dreieinviertel Pfund Jamaika, — einsss — z—wei — drrr—ei Loth Pfefferrrr, — fünf—f—f — Pfund Kerrrr—zen, — stimmt! Eisen!" —

War das nicht förmliches Trommelgerassel, und Trompetengeschmetter? — Dazu zeigte der in steife Spitzen gewichste Schnurrbart, — je nach der zufälligen Bewegung des Kopfes, gleich einer Magnetnadel nach den verschiedenen Himmelsrichtungen. —

Eine nachlässige Handbewegung gegen den Scheitel

hinauf, den das gestickte Hauskäppchen schmückte, und ein schnarrendes „tschau, Herr Kamerad“ war die militärische Begrüßung, die dem Kampwirth bei seinem Eintritt zu theil wurde. —

Erst nachdem die Klienten sämmtlich der Reihe nach bedient waren, konnte der Hauptmann Zeit finden, dem Geschäftsfreunde seine Aufmerksamkeit zu widmen. — Die Bemerkungen des Besuchers über: heißes Wetter, — viel Arbeit, — gute Fechsung u. s. w. wurden keiner besonderen Beachtung gewürdigt, denn sie paßten nicht in die militärische Stimmung des Tages. —

„Na, — da wär' also endlich der Rekrrrr—ut!“ — sagte Hauptmann Fummerer, den Schnurrbart noch spitzer und steifer drehend, und Anderl mit dem Blick eines Werbeoffiziers bis in die Seele musternd. — „Achtung Kerl! — Gerade steh'n, — Brust heraus — Bauch hinein!“ —

Geier bemühte sich vergeblich, den Anderen aus seiner Soldatenlaune herauszubringen. — Er dachte

schon daran, den Sohn stehen zu lassen, und den Heimweg einzuschlagen, als noch rechtzeitig Fräulein Constantia herbeigeeilt kam. — „Klapp — klapp — klirr — klirr“ — lärmten die Uhrketten, Brochen und Armbänder, mit welchen „& Geschwister“ wie gewöhnlich reich versehen war. Sie trug in der Hand ein geschlossenes Buch, in dem der Zeigfinger steckte, um schnell wieder die Stelle finden zu können, bei welcher sie abgebrochen hatte. — „Ah, — täuschen mich nicht meine Augen, — sah ich recht, — Herr Geier!“ — rief Fräulein Constantia in überreinem Hochdeutsch, während der Hauptmann den Laden verließ, um die kriegerische Hülle abzustreifen, und sich in den Präsidenten des Lesevereins (es war nämlich für 5 Uhr nachmittags Generalversammlung angesagt) zu verwandeln.

„Wie schön von Ihnen, Herr Geier, daß Sie Wort gehalten, und uns den kleinen Brausekopf auf den Flügeln des Herbstwindes zubringen!“ — versicherte die schöngeistige Jungfrau lispelnd.

Herr Geier machte einen ziemlich unbeholfenen Kratzfuß und wischte sich den Schweiß von der Stirn. — Er hatte sich nie auf der Höhe gefühlt, mit Fräulein Constantia ein längeres Gespräch zu bestehen. — „I bewahr,“ — versicherte er endlich mit Bestimmtheit — „Windi’ is heut nit.“ —

„Es war auch nur — ‚methamorphosisch‘ gemeint, Herr Geier.“ — Sie zog den Knaben zu sich, und legte ihm wie schützend die buchbewehrte Hand auf den Kopf. — „Wirst Du Dich auch bei uns glücklich fühlen, — wird Dein jugendliches Herz nicht nach dem väterlichen Herd bluten, mein kleiner — Amor?“

Anderl machte ein recht dummes Gesicht, — indeß Herr Geier sich nicht recht erklären konnte, warum das Fräulein seinen Sohn „an Mohr“ nannte. — Endlich glaubte er den Grund errathen zu haben: „Ja, ja, — d’ Sonn’ hat’n Bub’s hübsch schwarz ’brennt.“ — stimmte er erleichtert bei, — „a wahrer Mohr —“

„O sagen Sie das nicht!“ — bat Fräulein Con=

stantia. — „Setzen Sie nicht Ihr eigen Fleisch und Blut in den Augen der Welt herunter! — Man sieht, daß Sie den Nepoptimismus nicht kennen, Herr Geier.“ —

„Na; — — wohnt'r in der Stadt?“ —

„Nicht nur in der Stadt, — auch auf dem Lande.“ — erwiderte die Dame seufzend. — „Doch lassen wir diese trüben Dinge, — diesen Schandfleck unseres Jahrhundert.“ —

Zu Geiers großer Erleichterung erschien die Magd mit Weinflasche und Gläsern. — Knapp hinter ihr kam der Präsident des Lesevereins, — für diesen Nachmittag kurzweg: Friedrich Fummerer. —

Anderl sah wieder zu seinem Staunen einen ganz anderen Mann vor sich: Der Schnurrbart hing nun zerzaust über die Lippen herab, — auf der Nase ritt ein Augenzwicker, — die Stimme war nicht mehr befehlshaberisch kurz, — zwar noch immer fest, aber dabei sonor klingend, — und die Sprache fast eben so gewählt, wie die der Schwester. —

Der Kampwirth verwünschte innerlich seinen Einfall, gerade heute mit seinem Bub'n gekommen zu sein. — Wußte er doch sehr gut, daß sein Geschäftsfreund nur zweimal wöchentlich, — und zwar an den Markttagen — sich wie ein gewöhnlicher Sterblicher geberdete; — der Rest der Woche war ausschließlich den verschiedenen Aemtern geweiht, die der Mann zu vertreten die Ehre hatte. — Doch jetzt war es einmal geschehen, da gab es nichts mehr zu ändern. — Geier schlürfte ergebungsvoll seinen Wein, — hörte einige Tiraden der Geschwister mit wahrer Lammsgeduld an, und empfahl sich endlich, unter dem Versprechen, am Donnerstag, — an welchem der große Jahrmarkt abgehalten wurde, — dem Sohn einen Besuch abzustatten.

Fräulein Constantia nahm den Knaben, der ein jämmerliches Gesicht schnitt, sobald der Vater die Thür hinter sich geschlossen, bei der Hand: „Komm, Andreas, ich will Dir Deinen künftigen Musentempel zeigen.“ —

Klapp — klapp — klirr — klirr — gings die Treppe hinauf, — dann noch ein Stockwerk höher, und die Führerin stieß eine Thür auf. — „Sieh, Kind, hier sollst Du der Göttin Wissenschaft Dein Opfer bringen!“ —

Es war eine geräumige, nett ausgestattete Dachstube, in welche sie traten. — An der Wand hingen mehrere alte Kupferstiche in braungestrichenem Holzrahmen, — ein niedliches Bettchen stand in nicht weiter Ferne vom großen grünen Kachelofen, — Arbeitstisch mit Schreibmaterial am anderen Ende des Gemaches, — und auf der Fensterbrüstung wiegten einige Nelken ihre grellrothen Blüthen in der lauen Abendluft, die durchs offene Fenster hereinströmte. —

„Du brauchst Dich nicht zu fürchten, — das Zimmer der Magd stößt an das Deine,“ — glaubte Fräulein Constantia den Jungen beruhigen zu müssen.

Anderl erklärte jedoch, daß er sich „eh nit“ fürchte, — nachdem er seinen Muth durch Kämpfe mit Drachen und Turniere gestählt hatte. —

Die Aeußerung gefiel der etwas romantisch angehauchten Jungfrau.

Sie lächelte beifällig, und tätschelte dem Kleinen die Wange. Das war hübsch von ihm, daß er für derlei Dinge Sinn zeigte. Wenn er ein paar Jahre älter sei, werde sie ihm schöne Bücher geben, die über Ritter und Helden handelten, — und Jungfrauen, die vor Sehnsucht vergingen (mit schmerzlichem Seufzen), — da werde er dann erst sehen, wie jene Zeiten schön gewesen sein mußten. — — Aber vor allem solle er sich jetzt befleißen, seinen Schulpflichten nachzukommen, — und zunächst sich die häßliche Bauernsprache abzugewöhnen, — denn Leute, die studiren dürfen nicht „na“ und „nit“ sagen, — das ist nicht deutsch. —

Nachdem sich Anderl, — oder Andreas, wie er von nun an genannt wurde, — in seinem neuen Heim zur Genüge umgesehen, — die Kupferstiche an der Wand bewundert, und zu den Nelken gerochen

hatte, nahm ihn seine Beschützerin wieder mit hinunter, — zum Abendkaffee.

Da er vom heutigen Marsch müde war, wurde er bald nachher entlassen, um sein Bett aufsuchen zu können. —

Als der Knabe am nächsten Morgen erwachte, wußte er nicht sogleich Bescheid. — Er rieb sich die Augen, drehte sich dann wieder gegen die Wand und wartete ängstlich auf den Ruf der Mutter: „Na Anderl, aussa aus'n Nest!“ — aber der Ruf wollte noch immer nicht ertönen, obwohl bereits helles Tageslicht das Zimmer erfüllte. —

Endlich hatte er vom Bett genug. Er riß die Augen weit auf, und richtete sich in seinem Lager empor: Das war ja gar nicht die väterliche Wohnstube! — Sein Blick blieb an den Bildern an der Mauer haften, — am Ofen, — am Tisch, — Alles fremd! — „Na aber so 'was!“ — rief er, sich nochmals kräftig die Augen reibend, — doch er hatte gut reiben, — das Gemach blieb immer noch dasselbe. —

Ja richtig, — jetzt erst, als er dort, neben dem Ofen sein „Ränzerl“ erblickte, — nun begriff er: — Er war ja nicht mehr zu Hause, sondern in der Stadt! —

Anfangs überkam ihn ein banges, — fast weinerliches Gefühl, — aber als es nun im Hause und auf der Straße lebendig zu werden begann, — als die Glocken zum Morgenangelus ertönten und Wagen über das holprige Pflaster zu poltern anfingen, da nahmen diese Dinge seine Aufmerksamkeit in Anspruch. — Er sprang aus dem Bett, und stieß das Fenster auf. „Guten Morgen“ — nickten und dufteten ihm die Nelken entgegen, — „wieder ein Tag“ — brummten die Glocken, — und „Andreas, — Andreas!“ — rief die Magd, an die Thüre pochend. —

„Ja, ja, i' bin scho' auf!“ — erwiderte der Gerufene; — dann schlüpfte er hastig in seine Kleider. —

„D' Fräul'n laßt D'r sag'n, Du sollst nit auf's Wasch'n vergess'n.“ —

Richtig, — seine Protektorin hatte ihm gestern abends ans Herz gelegt, sehr auf Sauberkeit zu achten:

„Leute, die studiren, müssen vor allem reinlich sein," — waren ihre Worte gewesen, und dann hatte sie eine Erklärung gegeben, wozu Zahn- und Nagelbürsten, — und Seifen auf der Welt seien. —

Alle diese Dinge fand Andreas auf einem kleinen Tischchen bereit liegen. — War das ein sonderbares Gefühl, als er sich nun das steife Borsteninstrument in den Mund zwängte! — Und man sollte nur gut studiren können, wenn man sich mit diesem Werkzeug das Zahnfleisch wund rieb? — Merkwürdig, — er hatte sich das „Studentwerden" weniger schmerzhaft vorgestellt! —

Sobald die Toilette beendet war, lief er die Treppe herab. — Unten, auf dem Flur rannte er fast dem Fräulein in die Arme: „Guten Morgen, Andreas. — Hast Du nicht das Waschen vergessen?" —

Nein; — er hatte gewissenhaft die Anordnungen von gestern befolgt, — aber es that sehr — sehr weh; — der ganze Gaumen brannte ihm. —

„Du lieber Himmel, — was hast Du nur ge-

trieben, Kind?“ — Das Zahnfleisch war blutig gerieben! — Nun, abends, nach der Schule, wollte das Fräulein ihm zeigen, wie man's machen mußte. — Jetzt blieb gerade nur genug Zeit, um ein Glas Kaffee zu trinken, und mit dem Bruder aufzubrechen. — Es hieß vor allem zum Herrn Rektor gehen, und dann von dort aus sogleich in die Klasse. —

Herr F. F. hatte glücklicherweise heute einen natürlichen Tag. — Er ermahnte Andreas, während der Kleine neben ihm die Straße entlang trabte, zu Fleiß, Gehorsam und Manierlichkeit, und versicherte, daß der Herr Rektor ein sehr guter Mann sei, der aufmerksamen, braven Schülern sehr wohl wollte. — Um zwei Uhr ist die Schule zu Ende, da heißt es dann, ohne Umwege nach Hause kommen, — essen, und hierauf noch ein paar Stunden arbeiten. Den Rest des Abends hindurch konnte sich Andreas nach Gutdünken die Zeit vertreiben. —

Nur warnte Herr F. F. seinen Schützling, zu oft den Hofflügel aufzusuchen, denn die verwittwete Frau

Katasterdirektorsgehilfin verstand keinen Spaß, und hatte die Gewohnheit, Alles, was ihr in den Weg kam, mit ihrer Birkenruthe auszufegen. —

Andreas zitterte ein wenig, als Beide endlich vor der Thüre des Rektors standen. — „Herein!“ tönte es voll und kräftig auf das Klopfen vom Zimmer heraus. —

„Habe die Ehre, Herr Rektor,“ — sagte Herr F. F. Fummerer & Geschwister, den Jungen hinter sich nachziehend — „da bringe ich einen Kandidaten.“ —

„Der Sohn des Kampwirths, wie ich vermuthe.“ —

„Ganz richtig, — derselbe, von dem ich Ihnen unlängst gesprochen.“

„Nur näher Kleiner; es geschieht Dir nichts,“ — sagte der Rektor ermuthigend. — „Wie alt bist Du, — wie heißest Du?“ —

Nachdem Andreas seinen Namen und Alter genannt, ließ ihn der Rektor los, um mit dem Pflegevater einige Details zu verhandeln. —

Andreas hatte unterdessen Muße, das Äußere des

alten Herrn einer genauen Beobachtung zu unterziehen: Groß von Gestalt, mit etwas hinaufgezogenen Schultern, in welchen ein bartloser Kopf saß, — und dieser Kopf nahm des Knaben volle Aufmerksamkeit in Anspruch. — Sein Blick blieb wie magnetisch angezogen am Gesicht des Anderen haften; — wenn er hinwegsehen wollte, mußte er immer wieder nach dem Rektor hinüberschielen; — noch nie hatte er so leuchtende, — und — so gute Augen gesehen: hellblau und sanft glänzten sie zu Herrn F. F. herüber, der soeben das Wort führte. — Dann öffneten sich die Lippen, und es tönte so angenehm, so weich zwischen denselben hervor, daß Andreas mit wahrer Lust jeder Silbe folgte, die da ausgesprochen wurde. —

„Andreas," — sagte plötzlich die anziehende Stimme, — und die sanften Augen richteten sich auf den Kleinen, — „ich hoffe, Du wirst ein braver Schüler, — ein fleißiger Student werden. — Du bist noch zu jung, um alle Pflichten zu verstehen, die ich Dir gern ans Herz legen möchte, — aber das Eine wirst Du schon

heute begreifen, — und darum höre mich aufmerksam an: Dein Vater läßt sich's ein hübsches Stück Geld kosten, — Geld, das er sauer mit eigenen Händen verdient hat, — um aus Dir etwas Ordentliches zu machen. — Mit dem Studentwerden allein ist's nicht gedient, — man bleibt nicht ewig Student, — sondern es ist das die Schule, die Einer durchmachen muß, um dann einmal der Welt nützlich zu werden. — Verstehst Du mich, was ich meine, Kleiner? — Ich will Dirs noch genauer erklären: Man muß vorerst studiren, — das Gymnasium absolviren, ehe man daran denken darf, irgend eine amtliche Stellung einzunehmen. — Dann erst kann man sich entscheiden, ob man Richter, — oder Advokat, — oder Professor, — oder Rektor, — oder Doktor" —

„Ja, ja," — unterbrach Andreas lebhaft, — „i' möcht gern a Dokt'r werd'n!" —

Der alte Herr lächelte: „Recht so, mein Sohn. — Die Medizin ist eine schöne Wissenschaft, in der mans weit, — sehr weit bringen kann." —

Schallendes Geläute gellte durchs Haus: „Die Schule beginnt.“ — wandte sich der Rektor an Herrn Fummerer, — „Lassen Sie, bitte, den Kleinen hier, ich werde ihn selbst in die Klasse einführen.“ —

Viertes Kapitel.

Je weiter Andreas in den Klassen vorrückte, umso mehr Lust fühlte er zur Sache. — Bisher hatte ihm das Schicksal seine Wege mit Rosen bestreut. F. F. Fummerer & Geschwister fühlten eine wirkliche Zuneigung zu dem Knaben, — der Rektor bekümmerte sich auf das eifrigste um den „Doktor", — wie er den jetzt in die Quinta vorgerückten Schützling scherzweise nannte, — und die Eltern „verhätschelten" ihren „Studenten", so oft dieser über die Ferien nach Hause kam! —

Bisher hatte sich Andreas nicht viel über die Mittelmäßigkeit emporzuschwingen gewußt, — aber

nun, in der „Philosophie“ begann ihm plötzlich ein Licht aufzugehen. Das mechanische Memoriren ging jetzt nach und nach in das Verständniß der Sache über, — Dank dem Rektor, der den Jungen liebgewonnen, und demselben gestattet hatte, an Sonn- und Feiertagen mehrere Stunden bei ihm zuzubringen. —

Das war eine Freude, und eine Gefühl stolzer Befriedigung für Andreas, als der alte Herr, — ein eifriger und bedeutender Naturforscher, — eines Tags seinem Schüler eine Arbeit anvertraute, die er mit dem Eigenschaftswort „wichtig“ bezeichnete: Es galt, das reichhaltige Herbarium, das der Rektor eigenhändig angelegt hatte, in Ordnung zu bringen. —

In vielen Fällen mußte freilich wohl der Lehrmeister selbst mithelfen und berichtigen, — aber die Hauptarbeit und das Hauptverdienst blieb doch immerhin dem Jüngeren. —

Das waren Zeiten, wie sie Andreas gerne für immer festgehalten hätte, — diese Frühlingsnach-

mittage, wenn zum offenen Fenster der frische Flieder- und Lindenblüthenduft hereinströmte, — wenn Sperlinge, Schwalben und Amseln durcheinander zwitscherten und pfiffen, — und er, Andreas, seine Pflanzen mit Papierstreifchen festklebte, während der Rektor bald herantrat, ihm über die Achsel guckte, — bald zu dem großen Bücherschrank schritt, um in irgend einem Werk zu blättern, — oder an den Pfeifentisch eilte, um den großen Meerschaumkopf auszuklopfen und frisch zu füllen. —

Da gab es allerlei Fragen und Antworten, — nur selten wurde Müssiges gesprochen, — meist Belehrung erbeten und ertheilt. — Oft dehnte sich der Nachmittag beim alten Junggesellen bis über die Dämmerungsstunde aus. — Dann setzte sich der Rektor ans Spinett, und spielte dem Jüngeren Fugen eigener Komposition vor, — Weisen, wie sie sein seliger Vater von den großen Meistern gehört, und für welche auf den Sohn das Verständniß, sowie die Liebe übergegangen war. —

Später brachte die alte Haushälterin Licht, — und kredenzte den Beiden Kaffee, — oder wenn die Abende schwül waren, gabs saure Milch mit Schwarzbrod. — Lehrer und Schüler setzten sich dann vergnügt vor ihre Schalen, — die man der Größe nach hätte Suppenschüsseln nennen können, — das Brod wurde in die dicke, rahmige Masse gebrockt, — und wie schmeckte der Imbiß nach redlich gethaner Arbeit! —

Andreas hatte die beim Lehrer in Kampegg begonnenen Klavierstunden hier, in der Stadt, fortgesetzt. Er ging dreimal wöchentlich zum pensionirten Stadtkapellmeister, um die Musikstudien so gewissenhaft als möglich zu betreiben. — Auch der alte Hengmüller, (so hieß der Kapellmeister) gehörte zu seinen Freunden, — auch bei diesem gabs noch nach der Lektion Plauderstündchen, in welchen der Alte gerne Geschichten aus seinen Kriegsjahren zu erzählen pflegte. — Anekdoten vom Erzherzog Karl und vom Fürsten Schwarzenberg, — selbst vom Kaiser von Rußland, den Hengmüller einmal bei einer Parade

zu sehen „das Glück“ gehabt hatte. — Der Kapellmeister, der im gewöhnlichen Leben das gute „Altösterreichisch“ zu sprechen gewohnt war, liebte es, seinen Helden, wenn er sie aktiv vorführte, einen selbsterfundenen, bruchstückweise an das Hochdeutsche streifenden jargon in den Mund zu legen: „Wia d'r Coarl (der Erzherzog nämlich) dös siacht, nimmt 'r san Deck'l vom Kopf und blatzt*): ‚Halten zu Gnaden, Majestät, (der Buchstabe „a“ immer sehr rein ausgesprochen) — nichts für ungut, aber da kann — m'r 's ganze G'lumpert auf 'n Buck'l steig'n!‘.“ —

Seine Lieblingsgeschichte war die, wie der Oberst seines eigenen Regiments (während der Schlacht bei Aspern) den feindlichen Kürassierobersten zum Zweikampf herausforderte. — Andreas überkam bei dieser Erzählung jedesmal ein leichtes Gruseln: Die österreichischen Dragoner und die französischen Kürassiere standen in zwei langen Angriffslinien bereit, — da

---

*) schreit.

gab der Oesterreicher seinem Pferd die Sporen, galoppirte allein ungefähr auf hundert Schritte dem Feinde entgegen, und rief, mit der Hand wehend: „Allong, Herr Kamerad!“ —

„Sille vous plait!“ erwiderte der Franzose galant heransprengend, — dann zogen Beide die Säbel, und wie ein Blitz fuhr die Klinge des Oesterreichers dem Anderen um den Hals, daß der Kopf sammt dem Helm zur Erde kollerte! — „Pardon, Herr Kamerad, s' is nit gern g'scheh'n!“ — rief der Dragoner und ritt dann wieder zur Front zurück. —

Um ihr Leben gerne würden sie so Alle der Reihe nach sich im Zweikampf gemessen haben, — aber das hätte dann doch vielleicht die Schlacht zu lange aufgehalten, — auch waren die über den Tod ihres Kommandanten wüthenden Franzmänner nicht länger zu bändigen. — Heidi, — das gab nun Funken und Feuer, — das war ein „bell-mell“ — aber — „über's Wass'r hab'n m'r 's deant*) z' gut'r Letzt

*) doch. —

g'schmiss'n, daß All's 'kracht hat! — Krutzi Eidaxl, — dös woar a Hetz! — . . . .

Hengmüller war ein Meister auf dem Violoncell. — Sobald Andreas genug Fortschritte gemacht hatte, um halbwegs vom Blatt lesen zu können, gab es kleine Duos, zu welchen der Rektor hin und wieder als dankbares Publikum erschien, — und es dauerte nicht lange, daß Andreas den Wunsch äußerte, auch dieses Instrument spielen zu lernen, — welchem Wunsche der Kapellmeister mit großer Bereitwilligkeit nachkam. Die drei Nachmittage der Woche, an welchen Andreas keine Musikstunden hatte, brachte er theilweise mit seinen Vorbereitungen für die Schule zu. — Der Rest der Zeit wurde den Geschwistern Fummerer gewidmet. —

Fräulein Constantias Lesepassion hatte sich dem Knaben, — doch nur in beschränktem Maße, — mitgetheilt. — Er las mit Vergnügen Walter Scott, und freute sich im Voraus auf die Ferien, wo er mit Muße seinen Träumereien nachhängen, — der alten

Burg sammt seinem Freunde, Peter Holtzapfel, Ritter, — häufige Besuche abstatten konnte. —

Aus Fräulein Constantias schwunghaften, poetischen Phrasen wußte der Junge mit der Zeit den Kern herauszufinden, — und es war meist ein werthvoller Kern, der da hervorgeschält und ans Tageslicht gebracht wurde. — Diese Unterredungen mit der Pflegemutter bewirkten es, daß er den Werth der Wahrheit, — des Manneswortes — schätzen lernte, und daß er sich bescheidene, höfliche Manieren aneignete. —

Die Tage des „Studenten" waren so sehr mit Beschäftigungen ausgefüllt, daß ihm nur wenig Zeit zu anderen Dingen blieb. —

Mit den Bewohnern des Hofflügels hatte er vorübergehend Bekanntschaft gemacht, — noch damals, als er ein Knirps war, und als Herr F. F. ihn vor der Strenge der verwitweten Frau Katasterdirektorsgehilfin warnte. —

Nur mit Mühe war er der „Gesalzenen" entgangen, denn die alte Dame hatte wirklich die Gewohnheit, das

Züchtigungsinstrument als Lebensbedingung mit sich zu führen. — Ihre neun Rangen ließen sich auch wahrlich schwer auf andere Weise bändigen, — und da die Frau Katasterdirektorsgehilfin nie recht ins Klare kam, wer als Hauptthäter der täglich in ihrer Wohnung begangenen Verbrechen zu bezeichnen war, so hatte sie das einfache System eingeführt, täglich morgens und abends die Schaar der Neun über die Klinge, — oder vielmehr über die Ruthe springen zu lassen. So erhielt ein Jedes seinen „gesalzenen" Hieb, und sie war sicher, daß der eigentliche Verbrecher auf diese Art der wohlverdienten Strafe nicht entging. — Andreas, der einmal Zeuge dieser Korporativzüchtigung gewesen, ließ sich's zur Warnung dienen, und hütete sich für alle Zukunft, die Zahl der 9 um seine Person zu vermehren. —

Der Älteste stand mit ihm in gleichen Jahren, — doch hatte dieser Umstand nicht die geringste Anziehung für Andreas zur Folge, — außerdem trennten sich die Lebenswege der Beiden schon zu jener Zeit, denn der

Andere war vor kurzem einem Schneider anvertraut worden, zu dem er tagsüber in die Lehre ging. —

Mit seinen Studiengenossen pflegte Andreas keinen regelmäßigen, außerklassigen Umgang. — Nur einmal im Monat kam er mit seinen Kollegen, und mit den Schülern der nächsthohen Klasse zusammen, denn der Rektor bestand darauf, daß die jungen Leute auch außerhalb der Schule hie und da in Fühlung bleiben sollten. — Gestattete es das Wetter, so machte man Ausflüge; — kamen Regen- und Schneezeiten, so versammelte man sich jeden 20. des Monats im Saal der VI. Klasse, um sich mehrere Stunden mit Spiel, Gymnastik, oder Tanz zu vertreiben. —

Am besten und angenehmsten verging immer dem Jungen die Zeit bei seinem Freunde, dem Rektor. — Dort fühlte er sich behaglich, und zufrieden.

Seine Idee, Arzt zu werden, hatte er nicht aufgegeben, — im Gegentheil, er gewann immer mehr Lust zu diesem Berufe, denn sein alter Protektor billigte von ganzem Herzen die Wahl, indem er in

seinen Gesprächen genauer auf die Frage einging, und darauf hinwies, daß eben die Studien, welche der Jüngere in gegenwärtig betrieb, die Vorbereitung zu jener Karriere abgaben. —

Fast eine jede von den Wissenschaften, die Andreas heute zu bemeistern hatte, bildete einen Theil der Grundlage zu jener, der er sein späteres Leben widmen wollte. —

Diese Gespräche ermuthigten den Knaben — sie bewirkten, daß ihm das Arbeiten Lebens- und Berufszweck wurde, — daß sein ganzes Sinnen und Streben darnach ging, die Prüfung mit Erfolg zu bestehen, nach welcher er das Recht erwarb, den Fuß auf die Schwelle der Klinik zu setzen. —

Mit diesen guten Vorsätzen trat Andreas in die sechste Klasse. —

Das Herbarium war in schönste Ordnung gebracht, nun sollte es noch wichtigere Arbeit geben: Die Verfassung der meteorologischen Tafeln, welche der Rektor allwöchentlich an ein wissenschaftliches Blatt einsandte. —

Der junge Beobachter hätte an dem Tage mit keinem Großen der Erde getauscht, als er, das Meteoroskop unterm Arm, nach Hause ging. —

Mit Ostentation legte er sein Instrument auf das Kästchen, um sich hierauf an den Tisch zu setzen, wo Fräulein Constantia soeben beschäftigt war, den Kaffee einzugießen. —

„Was bringst Du uns da, Andreas?" — rief das Fräulein gespannt. — „Es ist doch nicht am Ende eines jener grauenerregenden Instrumente, wie sie Scheusale von der Familie der Torquematadoren erfunden haben, um die geknechtete Menschheit damit zu foltern!" —

„Nein, es ist ein Meteoroskop," — erwiderte Andreas wichtig. —

„Was Du sagst!" — die Kaffeekanne blieb mit der Hand in der Luft schweben. — „Willst Du gleich einem modernen Nostradamus die Zukunft Deiner Mitmenschen aus den Sternen lesen?" —

„Nein, Fräulein Constantia, — Sie verwechseln die

Sache mit dem Horoskop. — Das Meteoroskop dient dazu —"

„Um die Meteore abzuwägen!" — entschied einfach Herr F. F. der während des Gespräches ins Zimmer getreten war, — und bei dieser Behauptung blieb es vorderhand. —

Andreas machte auf das gewissenhafteste seine täglichen Aufzeichnungen. Zu Anfang der folgenden Woche hatte er die stolze Befriedigung, seine Tafeln abgedruckt zu finden, — ja, noch mehr, — nach dem kurzen Artikel, den der Rektor regelmäßig verfaßte, folgten die Tafeln, mit der Bemerkung: „Meteorologische Aufzeichnungen von Andreas Geier." —

Diese regelmäßige tägliche Beschäftigung hatte zur Folge, daß Andreas auf Anrathen seines alten Gönners seine Abendarbeitsstunde ein wenig ausdehnte, um ein Tagebuch zu führen. — Von nun an wurden die Hauptereignisse eines jeden Tages in ein eigens dazu angeschafftes Buch eingetragen. —

Herr F. F. Fummerer & Geschwister hielt es für

angezeigt, „seinen jungen Mann“, — wie er nun Andreas zu nennen liebte, — ein wenig in die Welt einzuführen. — „Ein Sextaner soll nicht nur immer über den Büchern hocken, sondern auch ein wenig in der Außenwelt Zerstreuung suchen und finden,“ — war sein Ausspruch gewesen, — und Fräulein Constantia hatte der Ansicht des Bruders in vollstem Maße beigestimmt: „Gewiß; — Jünglinge können sich nie zu früh an gesellschaftlichen Verkehr und an die ‚Parketters‘ gewöhnen.“ —

Die Gelegenheit bot sich vortrefflich: Zu Ostern wurde die große „Jahresliedertafel“ abgehalten, für welche Herr F. F. als erster Tenor das Programm aufzustellen beauftragt war. — Das Fest sollte diesmal glänzend ausfallen, — vorausgesetzt, daß es das trügerische Wetter gestattete. —

Der Antrag war gestellt worden, einen Gesammtausflug zum Kampwirthshaus zu machen, und einen Theil des Tages dortselbst zu verbringen. Gegen Abend sollten die Ausflügler in die Stadt zurückkehren

und das Fest mit einem solennen Ball im Kasino beschließen. —

Der Entwurf lag vollendet auf dem Tische:

„Ostersonntag:

Große Jahresliedertafel des Gesangvereins ‚Hilaria‘.

Programm:

Morgens 7 Uhr: Aufbruch der Sänger. —

„ 10 Uhr: Ankunft im Kampwirthshaus und Chor: ‚Wenn die Nadeln auf den Fichten beben!‘ (Text von Fridolin Fummerer.) —

11 Uhr: Aufstieg zur Ruine und Frühstück.

12 Uhr: ‚Wer hat dich, du schöner Wald.‘ und Vortrag anderer Lieder. —

— Pause. —

Poetische Vorträge:

1. ‚Das sehnende Mädchen auf der Waihu-Insel‘ (Polynesische Rhapsodie mit Brummchor. — Gedichtet von Constantia Fummerer. —
2. ‚Auf den Flügeln der Lämmerwölkchen.‘ (Von einem Ungenannten.) —

— Pause und Erfrischungen. —

Scene aus Wilhelm Tell.

(Im Kostüm dargestellt, und mit Benutzung der Ruine als Hintergrund.) —

— Pause. —

Wissenschaftliche Vorträge:

1. ‚Über den Einfluß des Sonnenlichtes auf das Fell der Ratten.‘ — (Verfaßt und besprochen von Herrn Chemiker Weißzahn.) —

2. ‚Die Luft in ihren quadratischen Verhältnissen zu den Lungen der Briefträger.‘ (Beobachtet und niedergeschrieben von Herrn Postexpeditor Hörnde.) —

— Pause mit Erfrischungen. —

Aufbruch ins Thal mit dem Orchester. —

Chor vor dem Kampwirthshause. —

Heimkehr. — Kasinoball. —

Fünftes Kapitel.

Der große Tag nahte. Die Vorbereitungen waren mit der peinlichsten Sorgfalt getroffen worden, damit nur Alles ja recht klappe. —

Bezüglich Andreas' war mehrere Tage hindurch Kriegsrath gehalten worden, denn Fräulein Constantia hielt die Gelegenheit für günstig, den Jungen mit einem Gesellschaftsanzuge auszustatten. — Der Frack jedoch, den sie für „commis faux" erklärt hatte, war ihr vom Bruder ausgeredet worden. Er hatte zu einem einfachen schwarzen Anzug gerathen, da derselbe „seinem jungen Manne" für alle Umstände dienen konnte, — während der Frack nur in außergewöhnlichen Fällen

angelegt wird; — auch durfte man den Vater nicht zu sehr mit derlei Luxusausgaben belasten, denn —

Hier hatte übrigens Fräulein Constantia den Bruder unterbrochen. Es war ihr niemals in den Sinn gekommen, den Herrn Geier diese Last tragen zu lassen: Sie hatte sich schon längst vorgenommen, diese Ausnahmskleidung ihrem Schützling als „Osterei“ zu verehren, — Herr Geier brauchte mithin nicht einmal um die Sache zu wissen. Übrigens im Prinzip hatte der Bruder, wie immer recht; — sie gab zu, daß es praktischer sei, statt des Fracks einen Gehrock zu wählen, — und dabei blieb es auch.

Andreas sah dem Tage mit bedeutender Spannung entgegen. — Er sollte zum ersten Mal in der „Gesellschaft“ des Städtchens erscheinen, — und außerdem inmitten der Schaar der Sänger seinen Einzug im Kampwirthshaus halten! Da sah Er im Geiste, wie der Vater wohlgefällig schmunzelte, und die Mutter angenehm überrascht die Hände zusammenschlug, kurz, es freute ihn, sich den Seinen als „Mann“ zeigen zu

können, den sein treffliches Betragen befähigt hatte, eine, — wenn auch nur bescheidene, — Rolle in der Gesellschaft spielen zu dürfen.

Das Einzige, was ihm das Vergnügen ein wenig trübte, war, daß sein Beschützer, der Rektor, am Feste nicht theilnahm.

Der alte Herr war kein Freund von lärmenden Getriebe. Hatte er doch seine Gewohnheiten liebgewonnen, die er nur ungern im Stiche ließ, — und das nur in solchen Fällen, wo er durchaus nicht anders konnte. Niemand gewann durch seine Anwesenheit, — und Niemand verlor durch seine Abwesenheit, so hatte er dem Schüler erklärt, — und was das Vergnügen selbst betraf, so war das individuelle Geschmackssache. — Als er in den Jahren des „Doktors" stand, da hatte er freilich Freude daran gefunden; — er war der Lebhaften und Lustigen Erster gewesen, allein mit den Jahren schwinden die Interessen, — sie machen anderen, neuen Platz, und diese seine neuesten waren: ruhig seinen Kaffee zu trinken, sich dann mit der wohl-

gestopften Pfeife, und einem guten Buche in den Fenstererker zu setzen; — dort sangen ihm die Vögel Lieder, wie sie die Menschen zu ersinnen nie im Stande waren, — und dort fühlte er sich wohl und glücklich.

„Geh, mein Sohn, und freue Dich des jungen Lebens. Es werden die Zeiten schneller kommen, als Du glaubst, — wo sich das Haar lichtet, — wo ein Sängerfest Dir ein gleichgiltiges Lächeln entlockt, — und wo es Dir sauer wird, den weichen Lehnstuhl mit einem harten Wagensitze auf holpriger Landstraße zu vertauschen: — Du hast recht, an derlei Zerstreuungen Vergnügen zu finden, ja, es würde sogar von einem frühveralteten Herzen zeugen, wenn das Gegentheil der Fall wäre.“

Dann erzählte der Rektor dem Knaben von seinen eigenen Jugendzeiten, von all seinen Freuden und Leiden, — und Zukunftsträumen:

„Sonderbar, wie Alles sich anders gestaltet, als wirs erwarten, sogar oft mit Sicherheit zu wissen

glauben! — Du bist heute mit Leib und Seele Doktor; wirst Du's in zehn Jahren noch immer sein, — oder vielmehr, wirst Du's erreichen? — Vor fünfzig Jahren war ich Seemann, das heißt ich träumte von nichts Anderem, als die Welt nach allen Richtungen zu durchsegeln, Länder zu entdecken, und vielleicht eines Tags eine moderne Armada zu vernichten. Heute bin ich Rektor eines Gymnasiums, dem es schwindelt und der sich fast seekrank fühlt, wenn es gilt, ein Flüßchen auf der Fähre zu übersetzen!

Meines Bruders Sehnen und Trachten ging nach dem Theater. Ein berühmter Sänger oder Tragöde zu werden, — das war der Traum seines Lebens. Gegenwärtig ist er Schottenpriester in Wien. — Du siehst also, wie unser Schicksal eher von allem Anderen, als von uns abhängig ist. — Merk' Dir's, Knabe! Wir Menschen brüsten uns gerne mit unserem ‚Willen', — wir gehen in unserem aufgeblasenen Hochmuthe so weit, uns ‚Herren der Schöpfung' zu nennen, — es schmeichelt unserer angeborenen Eitelkeit, vor uns selbst

den Hut ziehen zu können, und einen manierlichen Kratzfuß zu machen. — Ja, schöne Herren der Schöpfung! Ist's nicht die nächstbeste Ameise eher, die weiß, daß sie dazu auf der Welt ist, um ihr Haus zu bauen, ihre Vorräthe anzulegen, ihre Ernte zu bestellen und welche, wenn sie einmal von einem Windhauch, sammt ihrem Grashalm, fortgeweht wird, ruhig ihren Pflichten auf dem neuen Fleck obliegt, an welchem sie gelandet ist? — Und wir? — Bei uns bedarf's nur des geringsten Windhauchs, um aus dem Soldaten einen Priester, — aus dem Stalljungen einen König, — und aus dem Welteroberer ein Atom zu machen, — und trotzdem wollen wir, — die Sklaven, uns zu Herren dieser schönen Welt aufwerfen! Es ist Selbstüberschätzung, Knabe, — Hochmuth, weiter nichts; Klassen-, Rassen-, Weltdünkel! . . . .

Unser Schicksal hängt von einer Kette von Zufälligkeiten ab, — ich sage ‚Zufälligkeiten', — nicht etwa ‚Vorherbestimmung', und mit all diesen Zufälligkeiten wechseln auch unsere Interessen, — unsere Ideen, —

nicht selten sogar unsere Ansichten, auf deren Unerschütterlichkeit wir uns gemeiniglich auch so viel zu gute thun. —

Nein, mein Doktor, — meiner Überzeugung nach liegt das Geheimniß des Lebens nicht darin, sich als ein ‚frei-wollender Herr‘ zu fühlen, — sondern sich in die neuen Lebenslagen fügen zu können, in die wir trotz und gegen unseren Willen geschleudert werden. — Dann erst beginnt die Rolle des Wollens; — dann erst ist's die Willenskraft, die uns hilft, die Stufen der Pyramide zu erklimmen, vor welche uns der Windstoß geschleudert hat. — Du willst heute Arzt werden. Gut, es ist möglich, daß Dein Wunsch in Erfüllung gehe, — aber dann ists nicht dieser Dein Wille allein, der Dich ans Ziel gebracht, sondern ein Hinzutreten von günstigen, und ein Absterben von ungünstigen Umständen, — gleichwie es des Sieges der Gährungspilze über die Anderen bedarf, um den Most zu Wein und nicht zu Essig werden zu lassen.

Ich fürchte, ich bin Dir heute etwas zu ‚hoch‘ ge-

wesen. — Darum lassen wir lieber die Sache ruhen. — Wenn Du willst, spiele ich Dir die Idee zu einer neuen Fuge vor, — eine Idee, deren Entstehen ich nicht dem Umstande verdanke, weil ich vor einigen Tagen komponiren wollte, — sondern weil ich unlängst einen Scheerenschleifer eine Weise summen hörte, die in mir den Gedanken wachrief: ‚Aus einer ähnlichen Melodie ließe sich eine Fuge aufbauen‘. — Dann erst wollte ich, — und dann erst gelang die Sache.“

Der alte Mann setzte sich ans Spinett und spielte, während Andreas andächtig zuhörte. — Die Musik vermengte sich mit den Worten, die der Lehrer vorhin gesprochen, — sie bildete gleichsam die Begleitung zu dem Text, den der Knabe sich im Gedanken, so gut er ihn festzuhalten vermochte, wiederholte. — Plötzlich verstummten die Klänge. „Ich habe früher von meinem Bruder gesprochen,“ — rief der Rektor herüber. „Er ist ein braver Mann, und er wird Dir, wenn Du nach Wien ziehst, nützlich sein. — Lasse mich nicht vergessen, Andreas, Dir bei Zeiten ein Schreiben an

ihn zu übergeben.“ — Hierauf wurde der musikalische Vortrag wieder fortgesetzt.

Pünktlich wie die Dämmerung erschien die Haushälterin mit der sauren Milch. — Der Mond schien hell und rein ins Gemach, — es wäre schade gewesen, ihn durch Lampenlicht verdrängen zu wollen.

Der Rektor und Andreas setzten sich ans offene Fenster zum Imbiß. Wie da die Luft in satten Blüthengerüchen zu ihnen hereinströmte! — Und jetzt schlug leise, wie stimmversuchend, die Nachtigall, welche erst seit wenigen Tagen ihren Einzug im Gärtchen des Rektorhauses gehalten hatte. — „Schön! — — Schön!“ — murmelte der alte Mann andächtig — „Göttlich schön!“ —

Ja, — auch Andreas fühlte all die Pracht. Wie ein Stück Frühling saß es ihm im Herzen; — duftend, — sehnend, — verheißend! — — — — — — —

Dann zogen weiße Flaumwölkchen über die Mondscheibe, — hierauf graue Schatten, — endlich dichtere, fast schwarze Schleier.

„Wenn ihr nur morgen schön Wetter habt,“ — sagte der Rektor, zum Himmel emporblickend. — „Was sagen Deine Beobachtungen?“

„Es ist auf trockene Witterung zu hoffen.“

„Um so besser. — Ich möchte nicht, daß Dir das Vergnügen gestört würde.“

Sechstes Kapitel.

Andreas' Wetterprophezeihung hatte sich erfüllt: nicht ein Wölkchen ließ sich am Himmel blicken. — Schon mit Tagesanbruch war er aus dem Bett gewesen, um zum Fenster hinauszugucken.

Als er wieder ins Zimmer zurücktrat, bemerkte er auf dem Stuhl vor seinem Arbeitstisch ein in ein Tuch gebundenes Packet, das gestern abends nicht an dieser Stelle gelegen hatte; er wußte es gewiß, denn er war ja noch am Tisch gesessen, um seine meteorologischen Aufzeichnungen, sowie sein Tagebuch niederzuschreiben, ehe er zu Bett ging.

Offenbar war das Päckchen während seines Schla-

fens hierhergelegt worden. — Er trat näher, und bemerkte einen angehefteten Zettel:

„J. F. Jummerer & Geschwister ihrem jungen Manne."

und darunter die Worte: „Glückliche Ostern!"

Also das war ihm bestimmt.

Nachdem er die Knoten gelöst, fand er unter der Hülle den vollständigen Anzug nebst Hut; auch ein paar Handschuhe, und eine hellblaue seidene Halsbinde!

Heute brauchte Andreas zu seiner Toilette eine volle Glockenstunde.

Erst als der Anzug straff und tadellos saß, verließ er seine Stube, um hinunterzueilen, und vor allem seinen Pflegeeltern zu danken.

Fräulein Constantia war ganz entzückt wie „ihr junger Mann" stattlich aussah. — Sie glättete noch einige Falten am Rock, knüpfte die Halsbinde zu einer mehr künstlerischen Schleife, und beeilte sich, den

Kaffee zu kredenzen, denn der Aufbruch sollte pünktlich stattfinden.

Nun trat auch der Bruder ins Gemach. — Wer ihn heute anders, als kurzweg Fridolin Fummerer angeredet hätte, würde ihn tief beleidigt haben.

Schon während er noch unter der Thüre stand, versuchte er sich in einigen hohen Rouladen, die trefflich gelangen. — Der Schnurrbart war mittelst eines Brenneisens lang ausgezogen worden, — das Haar in künstlerischer Nachlässigkeit aufgebaut, — und die Gestalt steckte vom Kopf bis zu den Füßen in einem weißen, schneeigen Anzug.

Herr Fridolin hörte die Dankesrede seines Kostgängers freundlich an, dann erwiderte er dieselbe in ein paar leisen Worten, um die Stimme nicht unnöthig „herzunehmen".

Punkt sieben Uhr setzte sich der imposante Zug in Bewegung. — Es war bestimmt worden, daß man, mit dem Orchester an der Spitze, in Prozession durch die Stadt marschiren solle. — Erst vor den

Thoren angekommen, war es gestattet, die zu dieser Gelegenheit an allen Ecken und Enden des Städtchens requirirten Beförderungsmittel, in Form von Stellwagen, — Kaleschen, — „Zeiserlwagen“, — „Steirer- und Leiterwagen“ zu besteigen.

Nach zweistündiger Fahrt langte man vor dem Kampwirthshause an.

Andreas war ins väterliche Haus geeilt, um die Eltern zu begrüßen, während sich die Schaar der Sänger und Sängerinnen den Anordnungen gemäß auf der Wiese aufstellte, um die Notenvertheilung von Seiten des Kapellmeisters abzuwarten. —

Der Chor: „Wenn die Nadeln auf den Fichten beben“, — wurde in vollendeter Weise exekutirt; Herr Fridolin Fummerer zeichnete sich nicht nur als Dichter, — sondern auch als Tenor aus. — Seiner Stimme oblag es, die letzten Töne in die Lüfte hinaustremoliren zu lassen: „und sie be—he—he—he—he—ben, und sie be—he—he—he—he—ben immer fort!“ — es war einfach reizend. — So reizend, daß

allgemei da capo verlangt wurde. — Hierauf begann der Aufstieg. —

Der Kampwirth hatte alle Vorbereitungen getroffen, daß die hungrigen und durstigen Gäste ihr Frühstück bereit finden sollten. — Das frisch angezapfte Faß Pilsener lag neben mehreren noch festverschlossenen kleineren Gefährten wohlgekühlt im Burgverließ, — und die zu dieser Gelegenheit aus Kampegg gemieteten „Aushilfskellner", sowie deren Gehilfen hatten vollauf zu thun, um die durstigen Kehlen rasch zu befriedigen.

Das Frühstück war eigentlich mehr ein Mittagmahl: Es bestand aus sechs Gängen, — so daß das Lied „Wer hat dich du schöner Wald" mit einer starken halben Stunde Verspätung an die Reihe kam, da man den Vortragenden Zeit lassen mußte, sich, wie der Dirigent sagte, — „auszuschnaufen."

Fräulein Constantia fühlte sich ziemlich erregt, — denn die nächste Nummer war ihr Gedicht: „Das sehnende Mädchen auf der Waihu-Insel," — und als

nun Herr Notariats-Konzipist Theobald Wumperl, — der die Güte gehabt hatte, die Deklamation zu übernehmen, — vortrat, klopfte der Dichterin so arg das Herz, daß sie Andreas bitten mußte, ihr ein Glas Zuckerwasser mit Wein zu besorgen.

Uebrigens war der Triumph ein vollkommener. Schon bei der dritten Strophe brach lauter Beifall los, — als nämlich die sehnende Jungfrau den Gipfel des Kraters Moku—a—weo—weo — (was zu deutsch, nach der Versicherung der Verfasserin: „Fels des Weh's" bedeuten sollte, worauf ein witzig sein wollendes Mitglied das gut deutsche „Au weh" von besagtem Krater ableitete) — als also die sehnende Jungfrau den Gipfel besteigt, um noch einen letzten Blick über die ihr zu Füßen liegende Insel zu werfen:

„Dahin drängt mein Sehnen nur,
Dahin ziehen die Gedanken;
Willst Liebe, Du
Nie die vergehende Mana-Loa umranken?" —

„Bravo! — Bravo!" hörte man von allen Seiten rufen.

Dann folgte die bemerkenswerthe Stelle, wo der ersehnte Unbekannte, Namens Nuka-Hiwa, von der Tongatabu-Insel herübergeschifft kam, gleich einem Lohengrin, — zwar nicht von Schwänen, — aber von Pelikanen gezogen. — Sie erblickt ihn, und weht mit ihrem Schleier. Auf das Zeichen besteigt er im Dauerlauf den Krater, und sinkt ihr zu Füßen. Mana-Loa spricht:

„Der Zephyr koset, der Krater rauscht,
Es zittert leis in den Lüften mir zu,
Die Blätter säuseln, — der Fels, er lauscht,
Wir lieben uns Beide, ja — ich und Du!“ —

Und hierauf noch die Schlußszene von packender Wirkung, wie der wilde, liebestrunkene Pagopago-Hü — Hü heraufgestürmt kommt, — und die Beiden einander in den Armen liegend findet. — „Mit prächtiger Geberde“ streckt er die Hand gegen sein Gefolge aus, und ruft mit Donnerstimme: „Hinunter mit ihnen in den Krater!“ — Das zeitgemäße Einfallen des Brummchors war von überwältigender Wirkung. — Es gruselte Allen. — Man sah förmlich das fest-

umschlungene Liebespaar, wie es von brutalen, mordgierigen Fäusten an den Rand des Abgrunds gedrängt wurde, — ein Stoß, — und während das Paar „viele tausend Meter“ in die „lohende Tiefe“ wirbelt, findet es noch Zeit zur Schlußstrophe:

„Schlage ferne, unter Sterne,
Treues Herz, den schönen Traum;
Dir zur Seite, trennt nicht weite,
Weder Zeit, noch weder Raum!“ —

Stürmische Beifallsrufe brachen von allen Seiten los. — Alles drängte sich herbei, um der Dichterin die Hände zu schütteln, — und der Vorstand der Liedertafel beantragte ein dreimaliges „Hoch mit Tusch“, welchem Antrag enthusiastisch nachgekommen wurde. —

Nach diesem Triumph war es nicht zu verwundern daß die lyrische Dichtung in Ghasel-Form: „Auf den Flügeln der Lämmerwölkchen“ — sich keines besonders glänzenden Erfolges zu erfreuen hatte. — Wohl vernahm man einige schüchterne Klatscher, — (Herr Fridolin Fummerer behauptete sogar nachträglich, es sei der ungenannte Verfasser selbst gewesen) — aber

Niemand wollte auf diese Ermunterung besonders eingehen, und es blieb daher bei diesem einfachen Achtungserfolge.

Der Rest des Programms wurde freundlich aufgenommen, — ja, Herr Postexpeditor Hörndl hatte sogar die Befriedigung, mit seinem Vortrag: „Die Luft in ihren quadratischen Verhältnissen zu den Lungen der Briefträger" reiches Lob zu ernten. — Die Frage war klar, und allgemein verständlich gelöst, und der Verfasser hatte sogar den guten Einfall gehabt, die Sache durch Vorzeigung von Photographien eines Briefträgers — (der Briefträger unmittelbar nach seiner Geburt, — und der Briefträger nach zweijähriger Amtsfunktion) — den Zuhörern vollkommen plausibel zu machen.

Nachdem man sich in den Zwischenpausen reichlich erfrischt, und gegenseitig zum glänzenden Gelingen des Festes beglückwünscht hatte, stimmte das Orchester den Marsch an: „Auf ins Thal!" —

Paarweise (männlich und weiblich, — soweit näm-

lich die Zahl der theilnehmenden Weiblein reichte) — setzte sich der Zug, mit dem Orchester und dem Vereinsbanner an der Spitze, in Bewegung.

Es war natürlich, daß der Interpret der polynesischen Rhapsodie deren Dichterin den Arm bot.

„Kann man glücklicher enden?" — flüsterte Herr Notariats-Konzipient Wumperl noch unter dem frischen Eindruck der Dichtung.

„Als wer?" — war die lispelnde Frage.

„Als Nuka-Hiwa."

„Und Mana-Loa!" — war die bebende Ergänzung.

„Wären Sie Mana-Loa, — so wollte ich" — er sprachs nicht weiter aus, denn ein mißgünstiger Zugwind schlug ihm das Ende der einen Bannerschleife zwischen die Lippen, — aber er glaubte ein leises Zittern des Armes zu fühlen, der in dem seinen lag. — Fast hätte man vermuthen können, daß der neckende Knirps mit Pfeil und Köcher sich auf der Spitze des Banners festhielt, mit den langen Seidenbändern

spielend, und dieselben dem Paare über die Köpfe wehend, — aber wenn er dort kauerte, so begnügte er sich vorläufig mit seinem Bogen zu zielen, ... er hielt es noch nicht für zeitgemäß, das Geschoß von der Sehne schwirren zu lassen....

Auf der Wiese, vor dem Kampwirthshaus gab's noch einen „Steigbügeltrunk", der sich fast auf eine volle Stunde ausdehnte, denn der Wein im Kampwirthshaus war bekanntlich nicht gewässert.

Da fiel auch ein kleiner Zwischenfall vor, der für einen Augenblick die festliche Stimmung zu trüben drohte, — dank der Energie des Kampwirthes jedoch rechtzeitig beiseite geschafft wurde: Mit den Aushilfsdienern von Kampegg war ein armer Teufel herübergehumpelt, allgemein unter dem Namen „der Kamptrottel" bekannt. — Ein krummbeiniger, großkopfiger Blödsinniger, welcher das Gemeindearmenhaus in Kampegg bewohnte. — Einige behaupteten, der Kamptrottel sei einfach nur ein fauler Lump, der sich ganz gut sein Brot mit Steineklopfen oder Botengängen

verdienen könne, welcher es aber als weit bequemer vorzog, den Blödsinnigen zu spielen, auf der faulen Haut zu liegen, und dem lieben Herrgott die Tage abzustehlen.

Heute war er gegen den Willen seiner Dorfgenossen herübergekommen. — Sie hatten sogar versucht, ihn zurück zu jagen, als er ihnen nachgehinkt kam, — aber in solchen Fällen wurde er dann böse, und warf nach den Leuten mit Steinen. — So ließ man ihn denn endlich unbehelligt folgen. — Einige von den Ausflüglern hatten ein Vergnügen daran gefunden, für den Geistesschwachen die Bierreste zusammen zu gießen, die sich in den Gläsern fanden, — und der Kamptrottel ließ sich nicht lange bitten, das kühle Naß die Kehle hinunterrinnen zu lassen.

Das ungewohnte Getränk hatte ihm schon oben, auf der Ruine, das Blut etwas erhitzt; — das Bier war ihm zu Kopf gestiegen, — und als nun der Zug sich zum Abstieg in Bewegung setzte, war es der

Kamptrottel, der denselben unter allerlei Kapriolen eröffnete.

Unten auf der Wiese angekommen, setzten mehrere der Sänger ihre Späße mit dem Halbtrunkenen fort. — Man gab ihm Wein, — schleuderte dann kleine Münzen in die Luft, die der Andere, unter allerlei Gliederverrenkungen, — mit dem Munde, gleich einer Dogge, auffing, — und schließlich wurde er zudringlich: — Fräulein Constantia schien plötzlich für den Blödsinnigen eine besondere Anziehungskraft zu besitzen. Er schlich in ihrer Nähe umher, — betrachtete sie, — kam dann knapp heran, berührte unter unverständlichen Lauten ihr Kleid und endlich sogar ihre Hände, so daß das Fräulein nahe daran war, einer nervösen Krisis zum Opfer zu fallen.

Herr Notariats-Konzipient Wumperl, der den Moment, als Kämpe einzutreten, für gekommen hielt, sprang herbei, und gab dem schmutzigen Vagabunden einen Fußtritt, daß dieser ein paar Schritt weit, mit dem unförmlichen Kopfe voraus, ins Gras kollerte. —

Im Nu hatte er sich jedoch erhoben, und die Hand mit einem Stein bewaffnet. — Das Geschoß schwirrte durch die Luft, und traf Herrn Wumperl in höchst empfindlicher Weise am Schienbein. Dieser Schlag war so schmerzhaft, daß der Verwundete schwarz zu sehen begann, und in die Knie brach, was zur Folge hatte, daß Fräulein Constantia wirklich und wahrhaftig in Ohnmacht fiel.

Andreas, der in der Nähe gestanden, sprang seiner Gönnerin hilfreich bei, während der Kampwirth auf den Steinschleuderer losstürzte, denselben beim Kragen packte, und ihn mit einem Paar „Watschen" rechts und links traktirte, — daß dem Blödsinnigen in diesem Momente ganz gewiß der Geist zum Scheitel hinausstieg. — Dann wurde der Missethäter einem der Kellner übergeben, mit dem Auftrag, denselben in den Stall zu sperren. — Unter verwünschenden Geberden und unverständlichen Drohungen ließ sich der Gezüchtigte seinem provisorischen Kerker zuschleifen.

Fräulein Constantia wurde, dank reichlichem Be-

sprengen mit Wasser, bald wieder zu sich gebracht. — Ihr erster Blick galt ihrem Ritter, Wumperl, der sehr bleich im Grase saß und das zerschundene Schienbein mit kalten Umschlägen behandelte.

Nachdem sich die Hauptbetheiligten von dieser unliebsamen Szene erholt hatten, wurde zum Aufbruch geblasen.

Als der letzte Wagen sich in Bewegung gesetzt hatte, wollte der Kampwirth seinen Gefangenen befreien, doch der Vogel war bereits ausgeflogen. — Niemand hatte sich zum Glück von dem unangenehmen Zwischenfall zu sehr beeinflussen lassen, — nicht einmal die beiden leidenden Parteien. — Man wollte dem Wahlspruch „Freut euch des Lebens“ bis zum Schluß des Festes gerecht werden und somit ließ sich sowohl Fräulein Constantia, wie auch Herr Wumperl nach kurzen Zureden bewegen, den Ball mit ihrer Gegenwart zu verherrlichen. — Der Konzipient hinkte zwar in sehr auffälliger Weise, aber das gab seinem Auftreten Etwas Interessantes, — und wenn er auch

als Verwundeter sich den Rundtänzen gegenüber unthätig verhalten mußte, — so konnte er's immerhin wagen, bei den Quadrillen seinen Mann zu stellen, — und zum Kotillon hatte sich Fräulein Constantia persönlich seine Partnerschaft erbeten, sie konnten ihn ja ganz gut sitzend tanzen; jedenfalls war sie ihrem Kavalier diese Auszeichnung schuldig.

Andreas hatte sich einen Ball unterhaltender vorgestellt. Er tanzte wohl nicht schlecht, aber zaghaft, — und überdies fühlte er sich verpflichtet, sich mehr zur Verfügung der Sitzengebliebenen, als der Vielumworbenen zu stellen, — eine Delikatesse, die ihm übrigens reiches Lob, und freundliche Worte vonseiten seiner Etiquettenlehrerin, Fräulein Constantias, eintrug. —

Herr Wumperl ließ sich's während des Kotillons neben seiner Tänzerin wohl sein. — Sie erkundigte sich theilnehmend, und zu wiederholten Malen nach seiner Verletzung, — die, wenn nicht gefährlich, so doch sehr schmerzhaft sein mußte, — und jedesmal

versicherte ihr Partner mit dem resignirten Lächeln eines schmerzverbeißenden Amputirten, daß es unter Umständen sogar sehr angenehm sei, sein Blut vergießen zu können. — Ja, er ging in einem Anfall von Blutgroßmuth so weit, die Bemerkung fallen zu lassen, daß er beabsichtige, die indirekten Urheber jener Szene, — die Vereinsgenossen, welche den Blödsinnigen betrunken gemacht, der Reihe nach zum Zweikampfe herauszufordern, — aber als ihn Fräulein Constantia flehentlich bat, dieses Vorhaben im Keime zu ersticken, ließ er sich besänftigen. — Er begnügte sich damit, Einigen von den Uebelthätern mit grimmigen Augen seine kriegerische Stimmung kund zu geben, — was die Nichtsahnenden, denen dieser Zornesausdruck galt, zur Bemerkung veranlaßte, daß Wumperl heute wie ein geschlachtetes Kalb die Augen verdrehe.

Doch auch andere Personen machten an diesem Abend ihre Bemerkungen: Da war vor allem die Frau Bezirksdoktorin, Mutter von sieben ledigen Töch=

tern, welche das Paar während des Kotillons nicht aus den Augen ließ. Sie beeilte sich, ihre Nachbarin, die Frau Apothekerin, ihrer Beobachtungen theilhaftig werden zu lassen. — Nachdem man Fräulein Constantias Toilette auf das genaueste detaillirt hatte, gingen die beiden Damen auf Herrn Wumperl über: — Er war ein armer Schlucker, — wie alle Notariats-Konzipienten eines kleinen Städtchens, — und es unterlag keinem Zweifel, daß die Hälfte des Hauses am Marktplatz, sowie die 40,000 Gulden Baarvermögen, auf die man das Fräulein schätzte, eine unwiderstebliche Anziehungskraft auf den Betreffenden ausüben mußten. —

Die Frau Apothekerin war ganz der Meinung ihrer verehrten Nachbarin, — nur zweifelte sie daran, daß Fräulein Constantia so unüberlegt sein werde, sich vom Anderen bethören zu lassen.

Da mußte jedoch die Frau Bezirksdoktorin widersprechen: Wenn man in einem Alter steht, wie jenes

Fräulein, dann bleibt einem nicht viel Zeit und Lust zur Ueberlegung. —

Das wohl, — aber Wumperl war keine empfehlenswerthe Parthie, — weil seine Vergangenheit mit, — mit einem etwas dunklen Fleck behaftet zu sein schien.

„Was Sie sagen!“ sehr gespannt. —

Ja, ja; — vielleicht sogar sehr dunkel! — Freilich wußte die Frau Apothekerin nicht recht, aus welchen Stoffen dieser Fleck zusammengesetzt war, — aber — aber, sie hatte doch Beweise, daß überhaupt ein solcher Fleck existirte.

Das heißt Beweise — Beweise gerade nicht, — aber doch Vermuthungen und zwar auf eigenen Beobachtungen fußend. — Warum verabscheute z. B. Herr Wumperl so sehr das Tabackschnupfen? — Man kann recht gut kein Liebhaber sein, aber deshalb hatte es Herr Wumperl doch nicht nöthig gehabt, bei der Priese, die ihm ihr Gatte einmal geboten, zuerst blaß, und dann feuerroth zu werden, und die Dose wie

mit Entsetzen von sich zu schieben! — Offenbar stand das mit einer schwarzen Erinnerung in Verbindung, — man hat schon oft in Kriminalromanen gelesen —

„Vielleicht hatte sein Taschentuch ein — Loch;" — meinte die Frau Bezirksdoktorin, die von der Stichhaltigkeit der Beschuldigung denn doch nicht ganz überzeugt war, — „und er wollte nicht genöthigt sein, es sehen zu lassen."

„Nein, — nein," — wehrte die Apothekerin. — Uebrigens hatte sie noch viel wichtigere Beobachtungen angestellt, — und nun flüsterten die beiden Damen, damit ja kein Unberufener an ihrem Gespräche theilnehme. —

Während dieses eifrigen Meinungs- und Neuigkeitsaustausches war das Paar in der Fenstervertiefung auch in einem lebhaften Geflüster begriffen.

Herr Wumperl beugte sich zu Fräulein Coustantia herab; — er schien die leise gesprochenen Worte von ihren Lippen zu trinken. — Nur einzelne Schlagworte

hätten die im Tanz Vorüberwirbelnden vernehmen können, wie z. B.:

Wumperl: „Seit drei Jahren, — — Sehnen — — trügerisch — — hoffnungslechzend — — Rosenduft — — eheliches Glück — — mannhaftes Kämpfen — — ans Ziel gelangen!“ —

Fräulein Constantia: „So plötzlich — — ganz verwirrt — — unerfahrenes Mädchenherz — — trotz bewährter Ritterlichkeit — — sichere Stellung — — verwandtschaftliche Pflichten — — wirklich und wahrhaftig?“ —

Wumperl: „Unendlich — — tiefsten Gefühle — — schwarze Nacht — — allbestrahlendes Sonnenlicht — — süße Zukunft — — Charakterfestigkeit — — unermüdliches Ringen — — Preis zu verdienen — — auf Mannesehre!“

Frl. Constantia: „Schwache Frauennatur — — Herz — — unwiderstehlich — — mit Bruder sprechen.“ —

Wumperl: „O Dank! — — Heute noch — augenblicklich!“ —

Frl. Constantia: „Ungestümer! — — nein, morgen — — unsäglich glücklich — — Himmelstöne“ — — — „Bum, Bum!“ — schlug die große Trommel die letzten Takte mit; — der Kottillon war zu Ende. — Fräulein Constantia erhob sich von ihrem Platz: „Auf morgen — Geliebter!“ — flüsterte sie schwach. —

„Angebetete, — — auf morgen!“ — erwiderte Herr Wumperl heiß, — und seine Gefährtin schwebte davon, auf Andreas los: „Willst Du mich nach Hause begleiten? — bat sie — „Ich fühle mich etwas müde — und schwindlig.“ —

Andreas erklärte sich mit Freuden bereit. Er hatte längst vom Ball genug: Sieben Bezirksdoktorstöchter, — drei Apothekersnichten, — und zwei Photographenkousinen eine Nacht hindurch über die Parketten gehetzt zu haben, — das war ein Stück Arbeit gewesen, welches eine ausgiebige Ruhe forderte, und — verdiente!

Siebentes Kapitel.

Wieder war Ferienzeit gekommen. — Zwei Jahre noch, und Andreas hatte die erste Stufe der Pyramide erklommen. — Kein mißgünstiger Windstoß war bisher hereingebraust, um die Ameise von dort fortzutragen, wo sie emsig bemüht war, ihrem Ziele zuzuarbeiten. Bis jetzt waren es die günstigen Umstände gewesen, die den Sieg davongetragen, — und — der Rektor hatte es ja ausdrücklich gesagt — manchmal war dieser Sieg ein bleibender, — warum sollte es nicht auch diesmal der Fall sein! —

Andreas hatte die letzten Tage, bevor er auf Ferien ging, fast vollständig bei seinem alten Freunde zuge-

bracht, — denn es galt, eine Arbeit übernehmen, die dem Rektor sehr am Herzen lag. — Beide saßen vor dem aufgeschlagenem Manuskript am Tisch. — Es gehörte ein Eingeweihter, wie Andreas dazu, um sich in diesem Durcheinander von Strichen, Einschaltungen, — Anmerkungen, — und Verbesserungen zurecht zu finden.

Es war das erste und einzige Werk, welches der Rektor herauszugeben beabsichtigte. — „Kosmisches Tagebuch", sollte etwa das Buch betitelt werden, das eine Frucht jahrelanger, gewissenhafter Beobachtungen und Aufzeichnungen war.

Andreas hatte sich angeboten, das Manuskript ins Reine zu schreiben, — eine Arbeit, vor der der Rektor immer bisher zurückgeschreckt war, während Andreas erklärte, daß dies für die Ferien einen köstlichen Zeitvertreib abgeben würde.

„Welches Glück, daß die Geschmacksrichtungen auf dieser Welt so verschieden sind!" — war die Erwiderung des alten Herrn gewesen — „Nimm es hin,

mein Sohn, — Glück auf, und — guten Appetit obendrein!“ Hernach machte sich der Verfasser daran, so gut es eben die beschränkte Zeit gestatten wollte, seinem Schüler die nothwendigsten Veränderungen, die er in der Kopie wünschte, anzugeben. — „Sobald das Werk in Druck erschienen ist, sollst Du ein schöngebundenes Freiexemplar erhalten“ bemerkte er sodann lächelnd. — „Die Drucklegung und Korrektur wird noch ein hübsches Stückchen Zeit beanspruchen, — aber dann, — wenn dieses, mein Lieblingskind, einmal vollkommen makellos in schöner Hülle vor mir liegt, — dann wird sich mein Herz freuen, wenn dasselbe auch ein altes, eingeschrumpftes Herz ist.

Man sollte es nicht glauben ‚Doktor‘, — aber es ist doch so, — ich fühle jetzt schon ein gelindes Herzklopfen, wenn ich daran denke, daß dieses Werk einmal in den Schaufenstern der Bücherläden paradiren soll. Mir gehts da wie manchem Schauspieler: Lampenfieber nennen sie's, wie ich glaube. Nun, dieses Lampenfieber, — ich fühle es jedesmal, wenn von mir Etwas

in Druck erscheint. Bis jetzt waren es nur lose Blätter, — meine meteorologischen Besprechungen, — einmal auch „philosophische Briefe", — die in Journalen erschienen, — aber trotzdem befiel mich diese eigenthümthümliche Befangenheit noch jedesmal, wenn ich die Belegsexemplare zugesandt erhielt: ‚Hast Du nichts vergessen? — hast Du Dich verständlich, und — verständig ausgedrückt? — hast Du nicht am Ende eine Ungeheuerlichkeit begangen? — Was werden sie sagen, Deine Leser, — die Kritiker? — (Herrgott vor den Letzteren habe ich immer eine wahre Todesangst) — Werden sie Dich nicht zerfleischen, geistig seciren und — am Spieß braten?‘ — Solche und ähnliche Gedanken befielen mich noch jedesmal, sie befallen mich auch heute. — Einmal fiel wirklich Einer über meinen „philosophischen Briefe" her, — und das war der Grund, warum ich mich standhaft weigerte, dieselben einem Verleger für Buchausgabe zu überlassen: Der böse Besserwisser hatte mich abgeschreckt. — Freilich erfuhr ich dann nachträglich, daß der betreffende

Kritiker ein ehemaliger Schüler meines Gymnasiums war, der wegen allerlei böser Streiche die Anstalt hatte verlassen müssen. — Außerdem soll er, wie man mich von unterrichteter Seite versicherte, von den bewußten Briefen nur den Titel, und den Namen des Verfassers gelesen haben, — und das war ihm genug, um recht weidlich darüber zu schimpfen, und mir — weh zu thun!

Nun, er glaubte sich zur Rache berechtigt, — aber in Wahrheit war ers nicht, — denn ich war der Einzige unter seinen damaligen Professoren gewesen, der ihm nach besten Kräften die Stange hielt. -- Vielleicht wußte er's nicht. Jedenfalls hat er mir dadurch die Öffentlichkeit für einige Zeit hinaus verleidet, — und wer weiß, vielleicht besitze ich gegenwärtig wieder so einen verborgenen, ungekannten Feind, welcher auf die günstige Gelegenheit lauert! — Oft denke ich, ob es nicht besser wäre, zu bestimmen, daß das Buch erst nach meinem Tode herausgegeben werde; — mit Todten geht man weit zarter, und sanftmüthiger um. — Ich

habe oft die Beobachtung angestellt: So lange der für die Öffentlichkeit Wirkende lebt, heißt er einfach: ‚ein gewisser N.‘ — oder kurzweg: ‚Herr N.‘ — oder im besten Falle: ‚der bekannte N.‘ — — Erst, wenn der Sensenmann ihn in seinen Erntesack gesteckt, geht es dann gradatim höher: ‚Unser N.‘ — ‚Unser unvergeßlicher N.‘, — ‚Unser unsterblicher N.‘ — . . . Merke Dir das, ‚Doktor,‘ — und trachte, noch bei Lebzeiten unsterblich zu werden; — ich wünsche Dir's von ganzem Herzen, denn wenn sie Dir erst 50 Jahre nach Deinem Tode ein Standbild setzen, so dürfte Dir das, — wenn ich mich eines Ausdrucks unserers Stadtkapellmeisters bedienen darf, — so ziemlich ‚Leberwurst‘ sein; — nicht wahr?

Doch, um wieder auf mein Manuscript zurückzukommen: ich werde Dirs heute noch fein sauber in Papier hüllen, — morgen, wenn Du vorsprichst, sollst Du's bereit finden, um in die Tiefe Deines Koffers, Tornisters oder deiner Reisetasche, versenkt zu werden. Du brichst doch nicht schon bei Tagesanbruch auf?“

„Nein, erst gegen Abend.“

„Umso besser; da können wir ja noch ein paar Stunden verplaudern.“

Andreas erhob sich: „Gute Nacht, Herr Rektor.“

„Gute Nacht, — Herr Doktor.“

. . . .

Andreas verließ am nächsten Tage das Städtchen erst knapp vor Sonnenuntergang. — Das Tagesgestirn hatte tüchtig geglüht, und aus diesem Grunde zog er es vor, erst wenn die Abendkühle eintrat, seinen Marsch zu unternehmen. Er mußte freilich wacker losschreiten, wenn er das väterliche Dach in vier Stunden erreichen wollte, aber es war ihm Bedürfniß gewesen, nach diesem monatelangen Schulbanksitzen wieder einmal ordentlich die Beine strecken zu können; deshalb hatte er es auch vorgezogen, auf die Fahrgelegenheit, die sich ihm bot, zu verzichten.

Der Fuhrmann, welcher von Herrn F. F. beauftragt war, eine Ladung leerer Mehlsäcke dem Kampwirth zu überbringen, hatte gleichzeitig Andreas' leichtes

Gepäck übernommen, so daß nun der Fußgänger mit nichts, außer mit dem ihm anvertrauten Manuscripte belastet war.

Der Weg, welcher zum Kampwirthshaus führt, läuft anfangs, ungefähr eine Meile lang mit der Kaiserstraße parallel, hierauf zweigt er sich rechts ab, gegen einen dichten Fichten- und Föhrenwald, um plötzlich in jähem Abhang gegen das Kampthal auszumünden. Dann aber heißt's noch eine starke Stunde hindurch dem Määndern des Flüßchens folgen, bis man endlich, nach einer scharfen Biegung, vor dem Wirthshause steht.

Dem Wanderer wurde der Weg nicht lange. — Er hatte über allerlei Dinge nachzudenken. — Vorläufig weilten seine Gedanken noch im Städtchen, das er vor kaum einer Stunde verlassen hatte.

Von Fräulein Constantia war ihm kurz vor dem Abschied ein Geheimniß anvertraut worden, das, wie sie sagte, „die zarteste Saite ihrer Seele fibriren gemacht:“ Man hatte ihre Hand verlangt, — und ihre

Antwort war bedingt bejahend gewesen. Natürlich hatte die Bedingung Herrn F. F. zum Urheber gehabt; er war es, der ihr gerathen, den Ungestümen — zwar nicht abzuweisen — aber auf ein Jahr hinaus zu vertrösten, denn so konnte sie am besten sehen, ob seine Liebe ernstlich gemeint, ob sie von Dauer sei. Wie in allen wichtigen Fällen war der Rath des Bruders befolgt worden. — Wer der Glückliche war, das hatte sie nicht einmal ihrem jungen Freunde verrathen, — aber Andreas brauchte nicht lange zu suchen, um den Betreffenden herauszufinden: Herr Wumperl war in letzter Zeit häufig ins Haus F. F. Fummerer & Geschwister gekommen, — anfänglich unter dem Vorwande, die hundertjährige Aloe blühen zu sehen, — da aber diese Blüthezeit bekanntlich nicht von langer Dauer ist, so hätte Herr Wumperl logischerweise mit dem Abfallen der Blume desgleichen thun müssen, — doch dies war durchaus nicht der Fall gewesen. Auch hatte sich zunächst eine Gelegenheit geboten, die seine Anwesenheit sogar nothwendig machte, nämlich die Über-

nahme der Deklamation der „fahrenden Jungfrau auf der Waihu-Insel.“ — Welche unmittelbare Folge diese Deklamation am Ballabend gehabt, davon wußte Andreas freilich nichts, — aber am nächsten Tage, als er von seinem gewohnten Besuch beim Rektor zurückkam, begegnete er Herrn Wumperl, der soeben aus der Thür des Hauses am Marktplatz heraustrat, — und noch dazu in sehr gewählter, schwarzer Toilette: „Ich habe den Fuß auf die Schwelle des Paradieses gesetzt,“ — flüsterte er nach flüchtigem Händedruck, — dann eilte er davon.

Mithin konnte der Auserwählte Niemand anders sein, als Herr Notariats-Konzipient Wumperl!

„Das gute Fräulein!“ — Es freute Andreas, daß ihr sehnlichster Wunsch nun endlich in Erfüllung gehen sollte. Er wünschte ihr von ganzem Herzen Glück und Zufriedenheit; sie war ihm immer eine liebevolle Pflegemutter, eine warme Freundin gewesen, mithin fühlte auch Andreas eine innige, warme Theilnahme für ihr Schicksal.

Bald schweiften seine Gedanken vom Haus am Marktplatz zum Rektorhäuschen in der Kirchengasse hinüber: — Dort saß er jetzt allein, der alte Herr, am Tisch im Fenstererker, — unter allerlei Papieren und Notizen wühlend, wie es seine Gewohnheit war, — dann zum Bücherschrank schreitend, um demselben einen Band zu entnehmen, dessen Inhalt mit der vor ihm liegenden Notiz in Verbindung stand.

Jetzt wurden mit fünf oder sechs raschen Puffen ebensoviele dichte Rauchwolken dem gebräunten Meerschaumkopfe entlockt, — graue und bläuliche Wolken, die zum Lampenschirm wie zu einem Schlot emporwirbelten, um dann in allerlei dichtgekräuselten Gestalten nach oben ihren Ausweg zu nehmen.

„Der gute Rektor!“ — entschlüpfte es nun auch den Lippen des dahineilenden Jungen. — Ja, er war gut, — herzensgut. — Auch er hatte sich immer als warmer gewissenhafter Freund gezeigt. — Ihm allein verdankte es Andreas, daß er an den Studien Ge-

schmack gefunden, — daß er sie zu schätzen, und zu verstehen wußte.

Die Nacht war finster geworden. Nur hie und da wagte es ein schüchternes Sternchen, das schwarze Tuch zu durchlöchern, das dort oben, zu Häupten des Wanderers aufgehängt zu sein schien. — Fernes Wetterleuchten erhellte hie und da den Horizont, und ließ die bewaldeten Gebirgskämme gleich den zackigen Rücken großer Seeungeheuer in grellen Momentbildern aus der Dunkelheit hervortreten; — ein leichtes Rauschen in den Baumwipfeln verkündete das Herannahen des Windes, der hier unten noch nicht bemerklich war.

Andreas schritt vorsichtig den steilen Abhang hinunter. — Die Straße lag zwar wie ein heller Streifen vor ihm, aber an dieser Stelle gab es Steine, und Baumwurzeln, die einen Unvorsichtigen, oder des Weges Unkundigen leicht zu Fall bringen konnten.

Nun war er im Thal angelangt. — Der Kamp floß schwarz knapp neben der Straße dahin. — Das

Wetterleuchten wurde immer stärker, — ja, an einer Stelle schien es sogar beständig bleiben zu wollen; — das war sonderbar; — „das ist kein Wetterleuchten," — entschied Andreas, nachdem er einige Zeit zu dem schwachen Schein emporgeblickt hatte, — „das ist weit eher ein Nordlicht."

Je weiter er fortschritt, umso intensiver wurde die Röthe; — jetzt hatte es ihm sogar geschienen, wie wenn einzelne Funken zum Himmel hinaufgesprüht hätten, — und plötzlich fühlte er ein starkes Herzklopfen — — „Das ist Feuer!"

Er begann nun zu rennen, so gut es die Unebenheit der Straße gestatten wollte. — Athemlos gelangte er vor die letzte Biegung; sein scharfes Ohr vernahm deutlich das unheimliche Durcheinanderrufen erregter Menschenstimmen, ja, selbst das Knistern und Knattern brennenden Holzes, — und nur zu bald hatte er das Schauspiel vor Augen: Das Kampwirthshaus stand in hellen Flammen!

An eine Rettung war da nicht mehr zu denken, —

das sah er auf den ersten Blick. — Was sollten die paar helfenden Arme gegen das nicht zu bändigende Element!

Wie es schien, hatte man auch den unnützen Kampf bereits halb und halb aufgegeben. Man trachtete mehr darnach, die Gegenstände, die man noch zu rechter Zeit aus dem Haus geschafft, nun auch außer dem Bereich des Funkenregens zu bringen: — Der Vater, die Mutter, der Bruder, nnd mehrere Holzknechte, die zufällig vorbeigekommen waren, schleppten Alles, was man an Kasten, Truhen, und Hauseinrichtung hatte retten können, auf die Wiese hinaus.

Andreas sprang sogleich hilfreich bei, — doch vor allem dachte er daran, das ihm anvertraute fremde Gut, das Manuscript, in Sicherheit zu bringen. — Die große Kleidertruhe, welche dort, bis zur Buche hingetragen worden, schien ihn vorläufig der geeignetste Ort.

Er hob den Deckel, und warf das Päckchen hinein,

dann entledigte er sich des Rocks, um besser Hand anlegen zu können.

Im Moment, wo er das Kleidungsstück an einen Ast hing, glaubte er hinter dem Stamm einige unverständliche, grunzende Laute vernommen zu haben, — Laute, wie sie der „Kamptrottel“ hie und da von sich zu geben pflegte, wenn er über Etwas Freude empfand, allein Andreas hatte nicht Zeit, weiter nach diesem uninteressanten Geschöpfe zu sehen, — umsomehr, als er merkte, wie sich der Bruder vergeblich abmühte, den großen Wäscheschrank von einer bedrohten Stelle zu bewegen.

Auch zu Begrüßungen war jetzt nicht die Gelegenheit. Er nickte nur hastig der Mutter zu, die eben einen Pack Bettzeug daherschleppte, während ihr die hellen Thränen über die Wangen liefen, — — — gewiß, — es war traurig, das liebgewordene Heim auf diese Weise zu verlieren, — — — dann eilte er zum Bruder hin, um diesem beim Transport des Kastens behilflich zu sein.

Jetzt krachte und prasselte es, — und wie aus einem Vulkan wirbelte ein Sprühregen von Funken zum Himmel empor: Das Dach, sammt seinen verkohlten Balken, Sparren und Decken war eingestürzt.

Endlich war der von den Flammen gerettete Theil der Habe außer Gefahr gebracht worden, und die Familie ruhte, inmitten der aufgestapelten Sachen, unter der Buche. — Die Holzknechte, welche hilfreiche Hand geleistet hatten, saßen in einer Gruppe abseits, bei Wein und Brot. — Geyer hielt das Gesicht in den Händen vergraben, während sich seine Frau unaufhörlich die nassen Augen mit dem Vortuch abwischte. — Josef, der Bruder, stierte brütend vor sich hin, dann irrte sein Blick im Kreise umher, und blieb plötzlich an der Kleidertruhe haften: „Wer hat d' Kist'n aufg'macht?"

„Ich!" — erwiderte Andreas, — „aber ich habe sie auch wieder zugeschlossen."

„Dann hat 'n Andrer d'ran herumg'fuchtelt." rief Josef aufstehend und sich der Truhe nähernd,

während er einen mißtrauischen Blick gegen die Holzknechte hinüberwarf.

Andreas war unruhig geworden. Er folgte dem Älteren, um zu sehen, wie sich die Sache verhalte. — Für den Augenblick war nicht festzustellen, ob man dem Behälter Kleidungsstücke entnommen hatte, — aber eines war gewiß: Das Manuscript fehlte!

In fieberhafter Erregung leerte Andreas die Truhe bis auf ihren letzten Inhalt, untersuchte dann jedes Kleidungsstück für sich, schüttelte und zerrte, — griff in die Taschen, — aber vergebens, — das Paket fehlte. Er suchte wie verzweifelt im Grase, rannte dann weiter gegen den Fluß zu hinaus, aber nichts, — nichts!

Das war für ihn persönlich ein gräßlicher Schlag, — fast härter als das Unglück, das die Seinen betroffen. — Das Ergebniß jahrelanger, mühevoller Arbeit, durchwachter Nächte, — der Schatz seines alten Freundes war — gestohlen, — und gestohlen in Folge seiner Unvorsichtigkeit, — seiner Nachlässigkeit! — — — —

Er rannte ganz außer sich zur Buche zurück, wo die Seinen saßen. — „Aus is mit All'm, — mir san Betteleut!" vernahm er die Stimme des Vaters, — und dann begann die Mutter laut zu schluchzen, während Josef grimmige Verwünschungen ausstieß; — dann nach kurzem Schweigen: „Das Feuer hat wer g'legt!" — mit dumpfer Stimme. — „S'is nit anders mögli'; — Wann i' nur den Teufelsbrat'n wüßt, — d'rwürg'n möcht i' 'n!"

Andreas hörte dies Alles mehr wie im Traume. — Plötzlich erwachte er: „Der Kamptrottel hatt's gethan! — rief er mit Bestimmtheit.

„Was, — d'r Kamptrottel?" frug der Bruder.

„Ja, er war hinter dem Baum, — ich weiß es gewiß; — er ist der Dieb!"

„Was Dieb? — Brandstifter." — verbesserte der Bruder — „Waßt aber g'wiß, daß d'r Kamptrottel da war?"

„Ganz gewiß. Hier, hinter der Buche hockte er, während ich mein Packet in die Truhe legte. Ja, ja,

— er ist's, — der Dieb!“ — und Andreas sprang wie besessen empor. Er rannte mehr als er ging, — in die Richtung nach Kampegg, — hinter ihm drein folgte Josef: „So wart a wengerl, Anderl, daß i' nachi kimm!“

Beide eilten nun den Fußweg entlang; der Eine immer von seinem Manuscript, der Andere von Brandlegung sprechend. — Endlich hatten sie den Ort erreicht. Sie stolperten geradewegs auf das Haus des Ortsvorstandes los. — Das war nun ein Staunen, als der aus dem Schlaf gerüttelte Bürgermeister hörte, daß das Kampwirthshaus sammt der Mühle abgebrannt, — und daß der Kamptrottel der Brandstifter sei. Andreas hatte gut den Bruder versichern, daß er von der Brandlegung nichts wisse. Diesem genügte der Umstand vollkommen, daß der Blödsinnige in der Nähe umhergeschlichen sei, — und vielleicht hatte er in seinen Schlüssen nicht so unrecht.

Es verging einige Zeit, bis der Bürgermeister mit seinen Amtsvorbereitungen zu Ende war, dann hieß

es erst noch den Gemeindediener wecken, — denn die Sache mußte streng nach den gesetzlichen Vorschriften vorgenommen werden, — darauf bestand das Dorfoberhaupt.

Mit großen Stalllaternen versehen, den bewaffneten Diener der Gerechtigkeit an der Spitze, setzte sich das Häuflein gegen das Gemeindehaus in Bewegung. Nichts stand dem freien Eintritt entgegen und so gelangte man denn ohne Schwierigkeiten in die Kammer, welche dem Blödsinnigen als Wohnung angewiesen war.

Der Kamptrottel lag wie ein Hund zusammengerollt auf seinem Strohsack, und schnarchte. — Josef gelang es endlich, den Schlafenden mittelst einiger Fußtritte zu wecken, — aber das war auch der einzige Erfolg, den man von der nächtlichen Untersuchung erreichte. — Einige blöde, unfaßbare Laute, — dann ein kindisches Gelächter, — mehr war aus dem Verdächtigen nicht herauszubringen.

Endlich riß Josef die Geduld. — Ihm galt die

Vermuthung des Bruders als Beweis: War der Kamptrottel zu jener ungewöhnlichen Stunde hinter der Buche gewesen, so war auch er der Verbrecher! Natürlich, um sich für die Züchtigung zu rächen, die ihm Geier damals bei Gelegenheit des Sängerfestes hatte angedeihen lassen. — Er allein konnte das Feuer gelegt haben. — Und nun fiel der kräftige Mann über den Mißgestalteten her, um ihm, wie er sagte, die „Teufelsseel' aus'n Leib zu würg'n.

Der Bürgermeister, der Gemeindediener, und Andreas waren genöthigt, den Wüthenden mit Gewalt von seinem Vorhaben abzubringen, — ja, der Vorstand drohte sogar mit Arrest, wenn Josef nicht Vernunft annehmen wollte.

Andreas dachte immerfort an die ihm abhanden gekommenen Papiere, — und er beeilte sich nun, den kleinen Raum auf das sorgfältigste zu durchsuchen, — aber all seine Mühe war erfolglos. Wohl kehrte er Alles von oberst zu unterst, — selbst der Strohsack wurde

bis aufs letzte Hälmchen entleert, — doch vergebliche Mühe, — keine Spur vom Manuscript.

Es blieb ihm endlich nichts anderes übrig, als unverrichteter Dinge wieder mit dem Bruder abzuziehen.

Achtes Kapitel.

Der Kampwirth hatte die Wahrheit gesprochen: er war ein Bettler. Freilich hatte er sein Anwesen versichert gehabt, aber auf dieses Geld konnte er keinen Anspruch erheben, denn es gehörte Jenen, die ihm ihr Getreide zum Mahlen anvertraut. — Gerade jetzt hatte es das Unglück gewollt, daß die Körnerkammer mit fremdem Gut angehäuft war, so daß nach der ungefähren Berechnung des unglücklichen Mannes die Versicherungssumme kaum zum Ersatze reichen würde, den er seinen Klienten zu leisten verpflichtet war.

Hart für einen alten Mann, der gehofft, dieser

Tage das blühende Geschäft dem ältesten Sohne zu übergeben, um nach langer, gewissenhafter Arbeit die wohlverdiente Ruhe zu genießen!

Und Andreas, — für ihn war der Schlag ein doppelter gewesen. — Das war der erste Windstoß, von dem der Rektor damals gesprochen, — und wahrlich, ein Windstoß, der ihn für immer von dort wegzutragen drohte, wo er den Grund zu seinem Zukunftsbau gelegt hatte.

Womit sollte er jetzt seine Studien fortsetzen? — Das kostete Geld, — und gab es nicht für ihn jetzt andere Pflichten? — War er nicht bemüßigt, den Eltern durch seiner Hände Arbeit die Existenz zu ermöglichen? — — Und wie konnte er überhaupt noch dem Rektor unter die Augen treten, nachdem er diesem einen unberechenbaren, nie zu ersetzenden Schaden verursacht hatte! — Durfte er's wagen, sich noch einmal beim alten Freunde blicken zu lassen? — — — — Ja, er durfte es, — er mußte es sogar! — entschied er endlich. — Sein Rechtlichkeitsgefühl gebot es ihm,

diesen Schritt vor allen Anderem zu machen. — Es wäre feige und schändlich gewesen, sich nun aus dem Staub zu machen, — und die Freundschaft des alten Mannes auf diese Weise lohnen zu wollen. — Er mußte den gerechten Zorn des Anderen geduldig über sich ergehen lassen, — ohne nur ein Wort zu seiner Vertheidigung erwidern zu können, — denn er hatte keinen in seinen Augen stichhaltigen Entschuldigungsgrund; das Unglück wollte es einmal so.

Der erste Impuls war der gewesen, dem Rektor zu schreiben, — aber auch dieses Mittel verwarf er nach einiger Überlegung: — In solchen Fällen handelt man wie ein Mann — man geht, und bekennt offen was geschehen. Andreas hatte mit den Seinen provisorische Unterkunft beim Lehrer in Kampegg gefunden Dem Bruder bot sich schon am nächsten Tage Gelegenheit, sich bei einem wohlhabenden Bauern eines der Nachbardörfer als Knecht zu verdingen, — und auch der Jüngere ging mit dem Gedanken um, eine ähnliche Stelle zu suchen.

Vorerst wollte er noch nach der Stadt; — erst nachdem der schwere Gang gemacht war, konnte er mit etwas ruhigerem Herzen an die Zukunft denken. — Morgen, Sonntag, bot sich die beste Gelegenheit: Der Herr Pfarrer hatte die Absicht, in die Stadt zu fahren und forderte Andreas auf, ihn zu begleiten.

Die Fahrt war auf den Nachmittag festgesetzt worden. — Andreas verließ nach eingenommenem Mittagessen das Schulhaus, um sich zum Pfarrhof hinüber zu begeben, — als er plötzlich Wagengerassel vernahm, das näher kam. — Eine tüchtige Staubwolke — und derselben entstieg wie der Kriegsgott, Herr Hauptmann und Kommandant Fummerer in voller Uniform. — Offenbar kam er direkt von einer militärischen Parade: „Soeben vom Unglück gehört.“ — sagte er in abgebrochener militärischer Weise — „Wo sind die Eltern?“

Andreas beeilte sich, den Kriegsmann ins Haus zu führen, dann sprang er hinüber, um dem Pfarrer zu melden, daß er verhindert sei, an der Fahrt theil zu

nehmen; — er konnte ebensogut Herrn Fummerer nach der Stadt zurück begleiten.

Als er hierauf wieder in die Stube trat, wo die Eltern mit dem Gaste saßen, vernahm er eben die letzten energisch gesprochenen Worte des Besuchers: „Es bleibt dabei, Herr Geier, — Unsinn, den jungen Menschen seiner militärischen, — wollte sagen seiner wissenschaftlichen Karriere entziehen zu wollen. — Basta, — das ist meine Sache!“

Die Mutter wischte wieder an ihren Augen, und der Vater sah sehr gerührt d'rein. — — Was blieb dabei? — Was war Herrn Fummerers Sache? — Andreas sollte es sogleich erfahren: „Bedank Di' beim Herrn — Hauptmann!“ — sagte der Vater warm — „Bedank Di' Anderl!“

„Nichts zu danken,“ — erwiderte der Kommandant kurz — „Menschen-, — — Soldatenpflicht, weiter nichts.“ — Und nun theilte er in abgebrochenen Sätzen seinem Pflegling mit, daß es zwischen ihm und seiner Schwester beschlossene Sache sei, Andreas wie zuvor

bei sich ein Obdach zu gewähren, — und außerdem die Schulkosten zu tragen. — „Constantia will es so;" — wehrte er, als Andreas erwidern wollte, — „es ist kein Geschenk, das wir Dir machen. Später einmal, wenn Du in der Lage bist, kannst Du die Schuld abzahlen."

Er sträubte sich gegen alle Danksagung, — und segnete den Zufall, oder vielmehr die Fahnenweihe, die ihn heute bestimmt hatte, sich in kriegerische Hülle zu werfen; diese Hülle verbot ihm, an der allgemeinen Rührung theilzunehmen, — sie befähigte ihn sogar, grimmig drein zu schauen — obgleich sich ihm die Thränen in die Augen zu drängen suchten, als er nun „seinen jungen Freund" schluchzen sah. — „Keine Faxen, Andreas," — brummte er, indem er die steifen Spitzen des Schnurrbarts zu förmlichen Nadeln auszog — „Wann sehen wir Dich, mein junger Freund? — Hoffentlich bald."

Andreas erwiderte, daß er beabsichtige, Herrn

Fummerer in die Stadt zu begleiten, da er dem Rektor eine Mittheilung zu machen habe.

„Dem Rektor? — Gut, daß Du mich erinnerst, — ich wollte Dir sagen, daß der Rektor krank ist.“

„Krank!“

„Ja, sogar sehr krank: Der Schlag hat ihn getroffen, — ein Gehirnschlag, wie der Doktor sagt.“

Der dritte Schlag im Zeitraum von wenigen Tagen! — Andreas blieb mehrere Minuten hindurch sprachlos — dann erst fand er Worte, um Herrn Fummerer zur Abfahrt zu drängen. Er mußte seinen alten Freund sehen, — es war kein Augenblick zu versäumen! — Wer pflegte ihn? — Was sagte der Doktor? — Hatte er Hoffnung? — und so gingen die ängstlichen Fragen noch immer fort, als sie schon im Wagen saßen, und auf der Straße dahinrollten.

Herr Fummerer war nicht in der Lage, auf alle Fragen des Anderen Antwort zu geben. — Er erzählte, daß frühmorgens die Haushälterin vorbeigeeilt sei, als er eben im Begriff war, den Laden aufzuschließen.

Auf seine Frage, was sie so zeitlich auf der Straße mache, erwiderte sie, daß sie den Rektor besinnungslos in seinem Bett gefunden, und daß sie den Doktor rufen gehe. — Sobald Herr Fummerer einen freien Augenblick gefunden, war er zum Rektorhäuschen geeilt, um sich selbst über den Zustand des Kranken zu erkundigen, und dort hatte er den Doktor getroffen, der ihm mitgetheilt, daß es ein Gehirnschlag sei — und daß er Schlimmes befürchte. — . . . .

Es schien Andreas, als wolle die Fahrt kein Ende nehmen; — er hätte mögen zum Kranken hinüberfliegen, um ihn nur schnell zu sehen, und zu wissen, daß er noch am Leben sei, — — vielleicht war er in diesem Momente schon todt! — — — —

Herr Fummerer brachte nun das Gespräch auf den Brand. — Andreas erzählte in zerstreuter Weise, — und jetzt erst, als er erwähnte, wie sie die wenigen Sachen gerettet, kam ihm wieder das verschwundene Manuscript in den Sinn. — Er sprach in sichtlicher Aufregung von dem schweren Verlust, der ihn betroffen,

und wie das der Hauptgrund gewesen sei, warum er in die Stadt zum Rektor gewollt.

Würde Herr Fummerer seinen Tag als Vorstand des Lesevereins gehabt haben, so hätte man sich etwa auf folgende Ausrufungen gefaßt machen können: „Unersetzlicher Schaden!“ — oder: „Nie gut zu machendes Unglück für die Litteratur Deutschlands!“ — in seiner augenblicklichen militärischen Eigenschaft jedoch, nahm er die Nachricht ziemlich kalt auf, — bemerkte sogar, daß um einen „Wisch“ mehr oder weniger im Grunde genommen nicht schade sei, und erklärte, daß Andreas der Sache zu viel Bedeutung beilege. — Er brauchte sich das Ganze nicht so zu Herzen zu nehmen, — übrigens warnte er seinen jungen Freund, dem Rektor, falls er ihn bei Sinnen fände, davon zu sprechen, da die Vermeidung jeder Aufregung Hauptbedingung einer Besserung, eventuell Herstellung sei.

So langten sie schließlich im Städtchen an. — Andreas beeilte sich, Fräulein Constantia zu begrüßen, und ihr von ganzem Herzen für Alles zu danken, was

sie für ihn zu thun vorhatte, dann machte er sich auf den Weg zum Kranken.

Leise schlich er ins Gemach, wo der alte Freund lag. — Die Haushälterin saß am Fenster, und zählte mechanisch die Maschen ihres Strickstrumpfes, hie und da zum Patienten hinüberblickend, und einen leisen Seufzer ausstoßend. — Als Andreas näher kam, leuchtete ihr Gesicht merklich auf, — sie wußte, daß er gekommen sei, um sich mit ihr in der Pflege zu theilen. Wenigstens konnte sie jetzt ihren nothwendigsten häuslichen Pflichten nachkommen, — war sie doch überzeugt, den Kranken, während sie in der Küche schaffte, sicheren Händen zu überlassen.

In flüsterndem Tone wiederholte sie dem Neuangekommenen Alles, was der Doktor gesprochen, — vergaß auch nicht, die Vorsichtsmaßregeln zu erwähnen, die der Arzt anempfohlen, — und dann bedeutete sie Andreas, daß sie ein wenig im Hause nachsehen gehe, für den Fall, daß er geneigt wäre, ihren Platz auf ein paar Minuten einzunehmen.

Aus den paar Minuten wurden ebensoviele Stunden denn eine gewissenhafte Hausfrau findet immer Gelegenheit in Hülle und Fülle, zu hantiren, zu fegen, zu ordnen, und zu räumen. — Da war die Suppe aufzustellen, denn es unterlag keinem Zweifel, daß der Rektor, falls er erwachte, ohne weiteres eine Kraftbrühe mit Ei, — sein Lieblingsgericht, — verlangen würde; — dann sah es im Studirzimmer noch von gestern ganz „wihste aus," — wie sie sich hochdeutsch auszudrücken glaubte, überall Tabakasche, — der Raum selbst noch von Rauch geschwängert, — da hieß es nun lüften, fegen, abstauben, — kurz, sie wußte nicht wo sie zuerst Hand anlegen sollte.

Als sie sich daran machte, den Schreibtisch in Ordnung zu bringen, wo es nach ihren Begriffen sehr „durcheinanderlich" aussah, bemerkte sie auf der Mappe einen angefangenen Brief:

„Lieber Bruder!

Ich möchte Dich nun auch einmal meinerseits um einen großen Gefallen bitten, den Du mir zu

erweisen gewiß in der Lage bist: Es handelt sich um die Zukunft einer Person, die mir seit mehreren Jahren treu zur Seite gestanden hat, und der ich so gut als es in meinen Kräften steht, zu einer sicheren Existenz verhelfen wollte. — Dir, in Wien dürfte es ein leichtes sein, in dieser meiner Intention zu wirken, und And" — hier war das Schreiben abgebrochen.

Sicher ist sicher! — dachte klugerweise die Alte. Das hatte der Rektor offenbar für sie geschrieben; — für den Fall, daß ihm Etwas Menschliches zustoßen sollte, möchte er wenigstens die Gewißheit haben, daß seine alte treue Dienerin eine sichere Versorgung finde.

Sie überlegte nicht lange, faltete den Bogen zusammen, und steckte ihn in die Tasche, — dann setzte sie unter reichlichen Thränen der Rührung ihre Arbeit fort.

Andreas saß unterdessen bewegungslos am Bett des Kranken. Er ließ den starr vor ihm Liegenden nicht aus den Augen, — man hätte glauben können, es sei

eine Leiche dort aufgebahrt. — Wie das Gesicht eingefallen und blaß war! — Die Lider schlossen sich wie wachsern über die Augen, die immer so klar und gut in die Welt geblickt, und um den Mund lag ein scharfer Zug, wie ihn Andreas nie im Leben beim Rektor gesehen hatte. So würde er vielleicht die Lippen verzogen haben, wenn ihm der Schüler mitgetheilt hätte, daß der ihm anvertraute Schatz verloren, — gestohlen sei!

Endlich kam die Haushälterin wieder zurück. Sie flüsterte dem jungen Manne zu, daß Herr Fummerer um ihn gesandt habe. — Auf diese Nachricht hin verließ Andreas das Haus, nachdem er jedoch versprochen, bald wieder zu kommen, und die Nacht hindurch beim Kranken zu wachen.

Die Geschwister warteten mit dem Abendessen auf ihren jungen Freund. Fräulein Constantia suchte den Niedergedrückten nach besten Kräften zu ermuthigen, — und theilweise erreichte sie es auch. — „Dir ist

gewiß um die Eltern bange, Andreas" — sagte sie gutmüthig.

„Gewiß. — Beide sind alt, und werden sich nur schwer ihr tägliches Brod verdienen können, — deshalb werde ich auch zu meinem großen Leidwesen Ihren gütigen Antrag nicht annehmen können. — Ich muß jetzt daran denken, sogleich Geld ins Haus zu schaffen, — und um dies zu erreichen, muß ich das Studiren wohl aufgeben" — mit einem Seufzer — „Ich werds wie der Bruder machen, und" —

„Da habe ich einen besseren Ausweg gefunden, wie ich glaube" — sagte Fräulein Constantia heiter. — „Während der Bruder auf der Hinfahrt zu Euch begriffen war, ist mir die Idee gekommen, — dann habe ich sie ihm mitgetheilt, und er ist ganz damit einverstanden. – Höre also, was wir vorhaben." — Sie theilte nun dem überraschten Andreas mit, daß sie beabsichtige, mit dem Bruder auf ein paar Monate zu verreisen. — Ihr sehnlichster Wunsch war schon „von der Wiege auf" gewesen, einmal das Meer mit seinen

„Gondolieren“ zu sehen, — und dieser Wunsch sollte jetzt endlich in Erfüllung gehen. Seit 20 Jahren hatte sie mit der größten Gewissenhaftigkeit täglich zwanzig Kreuzer in eine eigens dazu bestimmte Büchse gelegt, die den Namen „Reisekasse“ führte.

Gestern, am zwanzigsten Jahrestag, war die Reisekasse geöffnet worden, — es fanden sich darin 1400 Gulden! — Genug, um wie Kavaliere zu fahren! Sie wollten Triest und Venedig sehen, vielleicht auch ein Stückchen von der Schweiz berühren, — kurz, die Gelegenheit ausnützen.

Um aber dies thun zu können, mußten sie vor allem daran denken, ihren Laden sicheren Händen anzuvertrauen, — und diese Hände hatten sie nun gefunden: Wenn Andreas' Vater sich einverstanden erklärte, die Geschäfte während ihrer Abwesenheit zu führen, so war ihnen sogar ein großer Dienst damit erwiesen. — Natürlich würde man ihm einen kundigen Kommis unterstellen, der aber eben zu überwachen wäre. — Die Mutter konnte mittlerweile das Haus

in Ordnung halten, — mit einem Wort, sie betrachtete es als einen wirklichen Gefallen, den ihnen Herr Geier erweisen würde.

Andreas' Augen leuchteten auf. — Er wußte wohl, daß der Dienst den Geschwistern gegenüber kein so enormer war, — er kannte Fräulein Constantias Herz, das immer dort zu helfen trachtete, wo Hilfe am nothwendigsten war, — aber jedenfalls konnten sich die Eltern nützlich machen, — sie setzten sich keineswegs dem Verdachte aus, das Gnadenbrot zu genießen. Er schlug in die dargebotenen Hände der Geschwister ein, — er war sicher, im Namen der Eltern „ja“ sagen zu dürfen.

„Übrigens wird es auch für alle Zukunft bei der Sache bleiben können,“ — nahm nun Herr Fummerer das Wort (er hatte sich wieder in Zivil geworfen). „Ich bin so sehr mit anderen Pflichten überhäuft, daß ich dem Geschäfte nicht mehr allein genügen kann; — besonders wenn es bei Constantias Heirath bleibt, die dann natürlich ihr eignes Haus führen wird. — Aus

diesem Grunde ist mir auswärtige Hilfe unerläßlich, — und ich kann keine besseren Helfer finden, als Deine Eltern. — Wie Du siehst, braucht Dir mithin um ihre Zukunft nicht bange zu sein, mein junger Freund. — Und nun wollen wir Dir wieder die Freiheit geben, denn ich glaube zu bemerken, daß Du auf Deinem Sitz unruhig wirst; — ohne Zweifel willst Du nach Deinem Kranken sehen. — Geh' mein Junge, — es ist ein schöner Zug des Herzens, dessen Du Dich wahrlich nicht zu schämen brauchst."

„Gewiß," — ergänzte Fräulein Constantia, — „Dankbarkeit für erwiesene Freundschaft ist heutzutage eine seltene Eigenschaft, — eine Blüthe, die man nur mehr auf gewissen Bäumen tropischer Idealität" — ein falscher Schluck, den Fräulein Constantia gethan, bewirkte einen Hustenanfall, welcher dem poetischen Schluß ihrer Rede ein Ende machte.

Endlich, nachdem sie sich erholt: „Geh', Andreas, lasse Dich nicht aufhalten."

Als der junge Mann in die Krankenstube eintrat,

fand er die Alte über ihrer Strickerei eingenickt. — Todtenstille herrschte im Raum.

Andreas schritt zur Schirmlampe, und pumpte das Öl herauf, das abgelaufen war, dann ließ er sich im Lehnstuhl am Lager des Patienten nieder. — Nichts rührte und regte sich. Er konnte sich vollends seinen Gedanken hingeben. — Die Eröffnung, die ihm Fräulein Constantia gemacht, hatte ihm das Herz um ein großes Gewicht erleichtert. Nur Eins fehlte jetzt, und er würde sich sogar glücklich gefühlt haben: wenn nur ein gütiges Geschick es wollte, daß der vor ihm liegende Kranke wieder die Augen öffnete! — Ach wäre er an Jahren und Erfahrung reicher, — hätte ers jetzt schon erreicht, die Geheimnisse der Heilkunst zu beherrschen, — wie würde er nun all sein Wissen und Können darangesetzt haben, um dem kranken Freunde zu helfen! Es hätte gelingen müssen, — er hätte den, der ihm immer ein zweiter Vater gewesen, sicherlich dem Tode abgerungen! — Kann es einen schöneren Beruf, —

ein größeres Glück geben, als, eine theure Person wieder zum Leben zu erwecken!

Er starrte auf den leblosen Körper hin, — und plötzlich fuhr er erregt zusammen: war es Täuschung gewesen, oder hatte er recht gesehen? — Seine Augen hatten sich an das Halbdunkel, das im Zimmer herrschte, schnell gewöhnt, — er sah Alles fast so deutlich wie bei Tage, — und er glaubte nicht zu irren, — der Kranke hatte die Lider aufgeschlagen!

Zitternd erhob er sich von seinem Sitz, um sich ein wenig vorzubeugen: „Er lebt, — er hat die Augen offen!" — jubelte es in seinem Inneren.

In freudiger Hast beugte er sich nun knapp übers Gesicht des Anderen herab, — wirklich, — die Augen blickten zu ihm empor, — doch ohne den gewohnten lebensvollen Ausdruck, — es war mehr ein Starren, ein bewußtloses Vorsichhinstieren. — Offenbar war das Erkennungsvermögen noch nicht zurückgekehrt, denn die Miene des alten Mannes blieb dieselbe wie zuvor — aber es war jedenfalls schon ein Fortschritt, daß

er die Muskelkraft soweit wieder erlangt, um die geschlossenen Lider öffnen zu können.

Andreas schlich sachte zum Tisch, wo die Haushälterin noch immer in ruhigem Schlafe vor sich hinnickte. — Es hieß sie nun wecken, denn vermuthlich hatte der Doktor den Fall des Wiederkehrens zum Bewußtsein vorhergesehen, und gewiß diesbezügliche Anordnungen hinterlassen.

Die Alte fuhr mit einem Schreckensruf empor, als ihr Andreas die Hand auf die Schulter legte. „Heilige Mutter Gottes!“ — schrie sie lauter, als es am Platze war, und Andreas beeilte sich, ihr die Hand auf den Mund zu legen, damit ihr entfesseltes Organ etwas gedämpft werde.

Sie wollte den Schein annehmen, als ob sie nicht geschlafen hätte, sondern emsig mit ihrer Strickerei beschäftigt gewesen wäre; zu diesem Zwecke beeilte sie sich, dem Jungen Vorwürfe zu machen, daß er die Schuld trage, wenn sie sich an ihren Maschen verzählt habe. — Als ihr Andreas jedoch bedeutete, daß der

Strumpf im gegenwärtigen Augenblick Nebensache sei, da der Rektor die Augen geöffnet, verließ sie eiligst ihren Platz, um nach dem „Herrn“ zu sehen.

„Na freili’“ hatte er die Augen weit offen, — aber er war, nach ihrer Erklärung noch „damisch“, — da er sie nicht erkannte. — — Der Doktor hatte übrigens für diesen Fall nichts angegeben, — erwiderte sie auf die dringenden Fragen des jungen Mannes, — aber man konnte ihn ja rufen, — und sie schlich eilig davon, um ihr Vorhaben auszuführen; — sie zog es vor, diesen Gang an der Stelle des Jüngeren zu machen, denn sie fühlte sich unheimlich, bei Nacht, mit einem Sterbenden allein.

Es vergingen lange Minuten. — Bei jedem noch so geringen Geräusch hoffte Andreas die Schritte der Haushälterin und des Arztes zu unterscheiden, aber es war immer Täuschung.

Die gespannte Erregung hatte ihm das Gehör geschärft, — und es war ihm plötzlich, wie wenn der Kranke einen leisen Seufzer ausgestoßen hätte.

Schnell war er an des Rektors Seite, und bückte sich zu ihm herab. — Der Patient schien ihn erkannt zu haben, denn die Lippen machten mehrere Versuche, Laute hervorzustoßen, ohne daß es jedoch gelingen wollte. — Andreas trachtete, den Oberkörper des Kranken eine etwas höhere Lage zu geben, — und nun legte er das Ohr fast knapp an dessen Lippen. — Wie schwache Seufzer kamen einzelne Laute hervor: „Man — u — — script — — — — Test — am — — ent — — An — dre — dre — as," — hierauf nach mühevollem Athemholen: „Bru — — — Bru — — der — — B — B — Brie — — f!" — dann ging es wie ein plötzlicher Schauer durch den ganzen Körper, und der Kopf sank zurück. — Der Doktor war hereingetreten, ohne daß ihn Andreas gehört. — Er näherte sich sachte dem Krankenlager, und betrachtete den Regungslosen; — endlich, nach einigen Sekunden Pause: „Es ist vorbei, — — er ist heimgegangen!" —

Neuntes Kapitel.

Wochen hatte es gedauert, bis der erste große Schmerz bei Andreas vorüber war. Nichts zwang ihn zwar, während der Ferienzeit am Rektorhäuschen vorbeizugehen, — aber doch zog ihn ein gewisses sehnsüchtiges Gefühl jeden Abend dorthin. — Kaum hatte der Vater den ihm anvertrauten Laden geschlossen, als auch schon Andreas, ohne recht zu wissen wie, auf der Straße stand, um seinen allabendlichen Gang zu unternehmen.

Er trat ins Vorgärtchen, und setzte sich auf die Bank, die knapp am Gitter stand: — Von dort aus blickte er nassen Auges auf das verlassene Häuschen

hin, hoffend, daß sich jeden Augenblick eine der fest verschlossenen Jalousien öffnen, und das liebe alte Gesicht herausblicken werde, — aber Alles blieb öde und ausgestorben.

Das Gebäude stand ganz leer: die Haushälterin war nach Wien gereist, da sie, wie sie erzählt hatte, einen Brief vom Rektor an dessen Bruder besaß, worin sie diesem anempfohlen war, — und der neue Vorstand der Schule war noch nicht eingezogen; er wurde erst kurz vor Ablauf der Ferien erwartet.

Wenige Tage nach dem Tode des Rektors waren unter des Notars Aufsicht sämmtliche Gegenstände aus der Hinterlassenschaft verpackt worden, um dem gesetzlichen Erben, dem Bruder, übermittelt zu werden.

Testament, oder andere letztwillige Verfügungen hatte man nicht gefunden Herr Wumperl, der seinen Chef theilweise in jenem Überwachungsamte vertreten hatte, erzählte, daß man an Baarvermögen keine bedeutende Summe gefunden, — und daß übrigens der Bruder des Rektors das Geld augenblicklich zu wohl-

thätigen Stiftungen verwendet habe, da er als Priester desselben nicht bedurfte.

Jedesmal, wenn von diesem Bruder die Rede war, dachte Andreas an den Brief, von welchem ihm sein einstiger Gönner gesprochen, und den zu schreiben er denselben hätte erinnern sollen. — Er hatte es aus Bescheidenheit immer hinausgeschoben, den alten Freund zu mahnen; — es blieb ja noch Zeit dazu, wenn er seine Studien am Gymnasium vollendet hatte. — Auf diese Weise hatte er sich immer selbst vertröstet. Jetzt war es zu spät.

Bezüglich des Manuscriptes hatte Andreas noch zu verschieden Malen Nachforschungen angestellt, — doch immer ohne Erfolg. — Es war dies ein Erbstück, das nach dem Gesetze ebenfalls dem Bruder gehörte, und eben deshalb lastete es noch immer wie ein Alp auf dem Herzen des Jungen, daß dieses wichtige und werthvolle Dokument spurlos verschwunden blieb.

Die Eltern fühlten sich in ihrem neuen Heim ziemlich wohl und zufrieden. — Herr Geier war von früh

bis Abends auf den Beinen, um den Kunden Waaren vorzulegen, Gewürze abzuwägen, und den Laden in peinlicher Ordnung zu halten, während die Mutter wöchentlich zweimal die Wohnung der Geschwister einer gründlichen Reinigung unterzog. -- Außerdem hatte sie mit der furchtbaren Frau Katasterdirektorsgehilfin Bekanntschaft gemacht, und erwies sich auch dieser bei vielen Gelegenheiten nützlich. — Gegenwärtig waren von den „Neun" nur mehr „Sechs" im Hause, — doch gab dieses halbe Dutzend von Tag zu Tag mehr Sorgen und Arbeit, so daß die Großmutter trotz der Birkenruthe der wilden Schaar nicht mehr recht gewachsen war; — da that es wahrlich noth, eine Verstärkung bei der Hand zu haben, welche nach und nach die Ordnung wieder herstellen half. — . . . . .

Die Ferien vergingen. — Wieder hieß es sich in die Studien stürzen.

Der neue Rektor war erst am letzten Tage von einer Badereise zu seinem Posten eingerückt. — „Der war nicht wie der Alte" — sagten sich die Schüler

nach der ersten Begegnung, und auch Andreas fühlte nun wieder doppelt den Verlust, den er erlitten.

Gewöhnlich, wenn ein Magenleidender von einer Karlsbader Kur heimkehrt, erfreut er sich der besten Laune, — beim neuen Rektor, Herrn Doktor Exner, jedoch war dies durchaus nicht der Fall. — Das Wasser hatte nicht den gewünschten Erfolg gehabt, somit verließ der Doktor den Badeort griesgrämiger als er gekommen war. — Die Galle schien sich bis in die Augen ergossen zu haben, so gelb und ärgerlich blickten sie drein, während der Erste aus der „Achten" zitternd seine Begrüßungsrede hielt.

Der Bewillkommte erwiderte in kurzen Worten, die einen dankenden Sinn haben sollten, welche aber mehr den Eindruck eines Gezänkes machten. — Zum Schluß betonte der Redner, daß man ihm über den Zustand des Gymnasiums nicht das Allerbeste berichtet habe, daß er mithin hoffe, es werde anders werden, denn er mußte die Herren aus der „Achten" aufmerk-

sam machen, daß man künftig bei der Maturitäts-prüfung mit der äußersten Strenge vorgehen werde.

Nach dieser wenig ermuthigenden Schlußphrase wurde die Schaar in Gnaden entlassen. — Die jungen Leute verließen mißgestimmt das Rektorhaus, in welches an Stelle des früheren milden Herrschers die leibhaftige Galle eingezogen zu sein schien.

Andreas ließ sich durch das Ganze nicht in seinem Eifer beirren. — Er gedachte oft der Worte, die sein alter Protektor vor sieben Jahren, bei seinem Eintritt gesprochen und er nahm sich vor, dem Andenken des Verstorbenen zu Ehren wacker und nach besten Kräften weiterzukämpfen, um vielleicht einst dem Vater die Opfer ersetzen zu können, die dieser ihm gebracht hatte. Der Umstand, daß gegenwärtig die Geschwister Fummerer die Kosten bestritten, trug dazu bei, seinen Eifer anzuspornen; er mußte sich ihrer Freundschaft würdig zeigen, und das Gymnasium mit Ehren absolviren. Dann freilich durfte er Niemanden mehr zur Last fallen. Herr Wumperl hatte sich als „Getreuer" er-

wiesen. Ein Notarposten in Retz war vakant geworden, da bot sich prächtige Gelegenheit zur Gründung eines Heims. Die Prüfung wurde glänzend bestanden und der Glückliche erschien am Jahrestag der Verlobung als rechtskräftig ernannter Notar im Hause der Geschwister Fummerer, um Fräulein Constantia zum Altar zu führen. Jetzt, wo die Trennung von der Schwester beschlossene Sache war, wurde das Ehepaar Geier dem alleinstehenden Bruder nöthiger denn je.

Niemand konnte geeigneter sein, als Frau Marie, um die Wirthschaft zu führen, und für den Laden war des „Alten" Gegenwart unerläßlich, denn die Stadtwahlen standen vor der Thür, und es ging das Gerücht, daß Herrn Fummerer zu seinen zahlreichen Ämtern noch das des Bürgermeisters anvertraut werden sollte.

Das Geschwisterpaar schwärmte noch immer von seiner Italienreise. Italienische Floskeln wurden mit einem Überfluß in ihren Phrasen angebracht, daß es Einem oft schwer wurde, den Sinn des Gesagten zu

fassen, und Herr Fummerer schwor nicht mehr anders, als „per Bacco“, oder „per Dio santo e santa madonna della salute!“ während sich & Geschwister mit dem milderen „senza dubbio“, oder „certo“ begnügte, um ihren Versicherungen mehr Kraft beizulegen. „Ja“ und „nein“ waren vollends aus dem Wörterbuch gestrichen, und hatten dem wohlklingenderen „si“ und „no“ Platz gemacht.

Die Zeit strich ereignißlos dahin. Fräulein Constantias Hochzeit hatte die Stadt, oder vielmehr den Stadtklatsch auf eine Woche hindurch genährt, dann verfiel aber Alles wieder in die alte Ruhe, in die gewöhnliche Einförmigkeit.

Andreas hatte die meteorologischen Berichte des verstorbenen Rektors fortgesetzt. Er sandte gewissenhaft seine wöchentlichen Aufzeichnungen ein. Diese Beschäftigung, nebst Tagebuch, das er regelmäßig fortführte, und Lektüre waren fast der einzige Zeitvertreib, dem er sich außer den Schul- und Vorbereitungsstunden hingab. Hie und da spielte er eine Parthie

Schach mit Herr Fummerer, oder er begleitete denselben abends in den Leseverein. Im Karneval hatte er wohl einigen Tanzkränzchen nicht ausweichen können, aber da er sich beinahe immer darauf beschränkte, den Kavalier der Sitzengebliebenen zu machen, so gewährten ihm diese Abende durchaus keine anziehende Zerstreuung.

Endlich war der heiße Tag gekommen, an welchem es sich entscheiden sollte, ob Andreas als „reif“ anerkannt werden würde, um an der Pforte, die ihm seine vorgesetzte Karriere erschließen sollte, anzuklopfen.

Es waren aufregende Stunden, welche die Schüler der „Achten“ an ihren Pulten verbrachten, um all die schriftlichen Aufgaben zu lösen, die ihnen von der Kommission gestellt wurden. Gar Mancher gab den Kampf nach kurzem Versuche auf, Andere wieder rangen mit der Verzweiflung Ertrinkender, die wissen, daß sie untergehen, aber trotzdem die Hände nach der helfen sollenden, imaginären Planke ausstrecken, und nur Wenige, — unter diesen zum Glück auch Andreas, — arbeiteten sich wacker durch das Gewirre von

griechischen und lateinischen Übersetzungen, mathematischen und geometrischen Problemen hindurch. Hierauf hieß es noch in mündlicher Prüfung Rede und Antwort stehen, und schließlich war auch diese Marter überstanden.

Andreas eilte, mit seinem Maturitätszeugniß in der Tasche, nach Hause. Der Sieg war nicht leicht gewesen; Herrn Doktor Exner wäre es fast gelungen, den Kandidaten im letzten Augenblick noch zu Fall zu bringen, denn der junge Mann war ihm als bekannter protégè seines Vorgängers nie sympathisch gewesen.

Das war nun eine Freude der Eltern! Auch Herr Fummerer zeigte sich sehr vergnügt, und beglückwünschte den Sieger mit einem warmen Händedruck.

Doch jetzt hieß es auch gleich an die Zukunft denken, und die Zeit der Universitätsferien benutzen, um die nöthigen Schritte für die Unterkunft des angehenden Mediziners zu machen.

Das wäre freilich eine gute Sache gewesen, wenn Andreas ein Empfehlungsschreiben für den Bruder des

Rektors besessen hätte, denn weder Herr Fummerer, noch Geier besaß einen Bekannten in der Hauptstadt, der sich des jungen Mannes hätte annehmen können. Andreas jedoch war voller Hoffnung. Er versicherte, daß er sich auch ohne Protektion werde forthelfen können. Ein paar Tage mußten ihm ja genügen, um Wien so weit zu kennen, daß er ein billiges Unterkommen fände, und um dieses Unterkommen, sowie die Studienauslagen bestreiten zu können, beabsichtigte er, Lektionen zu geben. In einer so großen Stadt kann es unmöglich an reichlicher Gelegenheit fehlen, sich sein Leben zu verdienen. Unter keiner Bedingung sollten Herrn Fummerer weitere Kosten verursacht werden; er stand schon so tief in seiner Schuld, daß es ih'n eher entmuthigt haben würde, wenn noch weiter auf diese Weise fortgefahren werden sollte. „Wenn der Magen knurrt, und es sich darum handelt, sich um ein Stück Brod umzusehen, so müßte es doch nicht mit rechten Dingen zugehen, wenn ichs nicht fände!“ sagte er zuversichtlich. „Alles geht, wenn man nur recht will.“

so ungefähr hatte es ihm der selige Rektor zu verstehen gegeben; jetzt war der Moment gekommen, wo er nicht allzuweit vom Ziele stand, und nun hieß es frisch drauf los, nun galt die Losung: „erreichen wollen!"

Übrigens mußte Herr Wumperl in der Lage sein, über Wien einige Aufschlüsse zu geben, da er dort einige Jahre zugebracht hatte. Man schrieb ohne Zeitverlust an den Herrn Notar, und dieser beeilte sich, die Fragesteller, so gut er es vermochte, zu befriedigen.

Die Mutter arbeitete emsig an der Ausstattung für ihren Anderl, die sie aus den vom Brande geretteten Wäschestücken zusammenstoppelte. Der schwarze Anzug wurde „gewendet", und sah funkelnagelneu aus, der Vater steuerte seinen Winterrock bei, den er zum zum ersten und letzten Mal bei seiner Hochzeit, die im Februar stattgefunden, getragen, und endlich saß eines schönen Morgens Andreas in der Postkutsche, von den

Segenswünschen der Eltern begleitet, und mit einer Hundertguldenbanknote von J. J. Jummerer & Geschwister ausgestattet. Ein Peitschenknall, — „mit Gott, Andreas,“ — „Pfirt Gott, Anderl,“ und das schwere Fuhrwerk rollte auf der Kaiserstraße davon. ...

Zehntes Kapitel.

Zu jener Zeit, wo noch keine Lokomotive das Land durchbrauste, nahm die acht Meilen lange Fahrt bis Stokerau fast einen vollen Tag in Anspruch. Der Postwagen war ein schweres, unbeholfenes Fahrzeug, welches, wenn mit Passagieren vollbepackt, die vier vorgespannten Pferde, an manchen Stellen, wo es schroff bergan ging, oft nicht zu bemeistern vermochten; da hieß es dann aussteigen, und im hohen Staube hinterdrein waten, während der Rosselenker die Peitsche über die Köpfe der Vorpferde zischen ließ, um sie anzueifern, daß sie sich „ins Geschirr legten.“ Außerdem gab es

allerlei Stationen, an welchen theils die Gäule, theils der Kutscher gewechselt werde'n mußten, oder wo die ewig durstigen Kehlen der Insassen einen erfrischenden Trunk zu sich nehmen wollten.

Bis zur ersten Station blieb Andreas der einzige Herr des Wagens; er konnte sichs bequem machen, sich auf den breiten Längssitz, wie auf einen Divan hinstrecken, und von vergangenen Zeiten träumen, dann aber, auf der Station Maissau, warteten schon allerlei Reisende, welche vor dem Postgebäude standen, um rechtzeitig ihre Plätze einzunehmen. Da gabs nun ein Gedränge und ein Gestoße: Bauernweiber mit ihren Bündeln und Päckchen, die sie um keinen Preis aus den Händen lassen wollten, obwohl nach der Vorschrift alles Gepäck auf dem Wagendache unterzubringen war, Fruchthändler die ihre mit „Körnern“ schwerbeladenen Wagen vorausgesandt hatten, und nun rechtzeitig in Stokerau eintreffen wollten, um der Verladung auf dem Bahnhofe beizuwohnen, ein Krämer, welcher vermuthlich nach Wien fuhr, um seinen Kasten mit den

neuesten Kunsterzeugnissen, wie: Messer, Spiegel, Kämme, falscher Schmuck, Seifen, Hosenträger und Strumpfbänder zu füllen, ein „Urlauber", der zu seinem Regimente einrückte, und ein mürrisch drein=sehender Gelbsüchtiger, welchem ohne Zweifel der Bader nicht hatte helfen können, und der nun Heilung in der „Stadt" zu finden hoffte.

Zuletzt kam noch der Herr Pfarrer von Eggern=dorf dahergekeucht, und hinter ihm drein hinkte ein blasser, hungrig aussehender etwa dreißigjähriger Mensch, der, nach seinen bestaubten Stiefeln und Kleidern zu urtheilen, bereits einen langen Weg zu Fuß zurück=gelegt haben mochte.

Alle diese Leute sollten in dem für zwölf Personen Raum gewährenden Omnibus zusammengepfercht werden. „Z'sammruck'n, — z'sammruck'n!" mahnte der Kon=dukteur, und griff nach einem der großen Bündel, der für sich allein den Platz einer Person einnahm! „Dös g'hört aussa aufs Dach." Aber da kam er schlecht an: Die alte Bäuerin, die Eigenthümerin des

Packs, fuhr wie eine Viper auf den Verwegenen los und kreischte entrüstet: „Ob'st's geh'n laßt!“

„Nix da,“ erwiderte der Mann streng, „dös g'hört nit eini.“

Die Alte ließ nicht los, und so zerrten denn Beide eine zeitlang hin und her, bis sich endlich der Pfarrer ins Mittel legte: „Was fallt eng denn ein; schaut's daß enger G'lumpert aussa gebt's; mir ham eh kan Platz da herin.“

„Aber i' bitt, Hochwürd'n, wann's regna that, so wurd' ja s'Ganze naß, und 's is 's Firmungsg'wandl für unsere Nanerl!“

„Wanns regn't, kann ma' 's no' immer eini thurn,“ bestimmte der Geistliche. Jrzt is ka Spur von an Reg'n.“

Aber die Alte wollte sich von ihrem Schatz noch immer nicht trennen; es schien ihr hauptsächlich darum zu thun zu sein, dies Bündel unter ihrer Aufsicht zu behalten, und so schlug endlich der Kutscher einen Ausweg vor: Die Alte konnte sich mit ihrem Pack zu

ihm setzen, da behielt sie ihr Eigenthum unter der Hand.

Diesem Vorschlag stimmte der Herr Pfarrer vollkommen bei. Dadurch wurde die Zahl der Insassen um eine Person vermindert, und die Anderen gewannen mehr Raum, was für den feisten Herrn eine angenehme Aussicht war: „Ja, ja, setzts eng aussa; d'raußt is bess'r, da bleibt's G'wandl frisch."

Die Bäuerin schielte etwas mißtrauisch nach dem Sprecher; sie wußte nicht recht, ob sie dessen Versicherung für Ernst, oder für List nehmen sollte; endlich entschloß sie sich doch, dem Rath zu folgen.

Trotz dieser Verminderung blieben noch immer dreizehn, welche im Inneren des Fuhrwerks unterzubringen waren. Der Herr Pfarrer wetterte, und berief sich auf die Regel, welche nur das Dutzend zuließ, dann verlangte er, man solle den Postmeister rufen, aber der Postmeister war abwesend, und der Stallmeister, der dessen Stelle vertrat, erklärte, daß kein Gesetz auf der Welt existire, welches der Post-

verwaltung gebot, eine beschränkte Zahl in ihrem Wagen unterzubringen. Als aber nun der Hochwürdige drohte, den Fall in der „Mittelstraße,“ oder gar im „Wiener Vaterland“ zu besprechen, hätte der Stallmeister sich fast einschüchtern lassen, wenn der Gelbsüchtige nicht ärgerlich bemerkt hätte, daß die Zeiten vorüber seien, wo man derlei Blätter noch lese. Gott sei Dank, man war jetzt liberaler, und ließ sich nicht mehr durch ultramontanes Zeitungsgewäsch an der Nase umherführen; übrigens lautete das Sprichwort: „Wer zuerst kommt, der mahlt,“ und wie es ihm schien, waren Alle früher dagewesen, als der Herr Pfarrer! — Nachdem der Gelbe seiner Galle freien Lauf gelassen hatte, verfiel er in tiefes Schweigen, aus welchem ihn nicht einmal verschiedene unhöfliche Worte des entrüsteten Pfarrherrn herauszubringen vermochten. „Rothe Republikaner,“ „teufelsanbetende Demokraten,“ „christenfeindliche Wühler,“ nichts von alledem konnte den Anderen aus seiner finsteren Ruhe bringen, und so sah sich denn der streitsüchtige Pfarrer bemüssigt, sich

nach einem anderen Opfer umzusehen. Dieses hatte sich schnell gefunden: Nach dem blassen Fremden deutend, rief er: „Der is nach mir g'komm'n!"

Diese Behauptung war richtig, und der Bezeichnete schien so überzeugt von der Gerechtigkeit, daß er sich wirklich anschickte, den Wagen zu verlassen, als noch rechtzeitig der „Urlauber" erklärte, daß es ihm „herin eh z' heiß" wäre, und daß er trachten werde, neben dem Kutscher, oder im Nothfalle auf'm Dach „a Platzrl" zu finden. So war denn endlich die Sache zur allgemeinen Zufriedenheit geordnet, und der Wagen konnte sich wieder in Bewegung setzen.

Der Pfarrer nahm eine beruhigende Prise, und richtete sich dann behaglich in seiner Ecke ein. Neben ihm saß der Getreidehändler, gegenüber Andreas, an dessen Seite der blasse junge Mann Platz genommen hatte, während der Gelbsüchtige sich stumm in seine Ecke, knapp neben der Thür drückte.

Der Körnerhändler schielte etwas befangen nach seinem geistlichen Nachbarn, dem der Schnupftabak auf

Abwege gerathen sein mochte, denn er schnaufte und pustete in ganz unerhörter Weise. Erst nachdem das, einen Meter im Geviert haltende blaue Taschentuch zu Hilfe genommen worden, beruhigten sich nach und nach die entrüsteten Athemwerkzeuge. Der Hochwürdige ballte das Taschentuch künstlich auf ein kleines Volumen zusammen und ließ dann einige Worte gegen seinen Nachbarn über Fechsung, Weinpreise, Markt u. s. w. fallen um schließlich in ein politisches Gespräch überzugehen.

Der Händler, welcher sich im Lauf der Unterhaltung als ein „Katholischer" erwies, wurde mit einer Prise beehrt, und dann begann der Pfarrer über die neuen Ideen zu klagen, die sich plötzlich von den Städten aus aufs Land verbreiteten und dort mehr Schaden als die Pest anstifteten. Allenthalben gab es jetzt Wühler und Hetzer, die das „bisserl Glauben", das noch blieb, zu unterdrücken suchten, man hätte fast vermuthen mögen, der Antichrist habe seinen Einzug gehalten, aber die gute Sache mußte doch endlich siegen.

Die Hauptfeinde waren die „Saujuden" mit ihren

neuen Zeitungen, doch außer diesen auch noch Andere, denen übrigens „der Satan mit seinem höllischen Schwefel das Gesicht gezeichnet," mit einem scheelen Blick nach dem Gelbsüchtigen, — — derer man aber auch noch bei Zeiten Herr werden würde! . . . . Nachdem dieser Meinungsaustausch ungefähr eine starke Stunde hindurch gedauert hatte, lehnte sich der Hochwürdige in seine Ecke, um ein „Schlaferl" zu machen, und auf einige Zeit die Schlechtigkeit der gegenwärtigen Welt zu vergessen.

Andreas sprach einige Worte mit seinem bleichen Nachbarn, der ihm mittheilte, daß er Schauspieler sei. Leider war er krankheitshalber gezwungen gewesen, seine Stelle als erster Liebhaber am Znaimer Theater aufzugeben; nun war aber sein Zustand in Besserung begriffen, und er unternahm die Fahrt nach Wien, um ein Engagement beim Burgtheater anzutreten.

Andreas erfüllte diese Nachricht nicht mit dem ihr gebührenden Respekt, denn er hatte heute zum ersten Male in seinem Leben den Namen „Burgtheater" aus-

sprechen gehört. Erst nachdem er gleichgültig gefragt, ob sich denn auch eine solche Stelle auszahle, und der Andere, nachlässig am langen dünnen Schnurrbart drehend, erklärt hatte, daß sie für den Anfang etwa 8000 Gulden jährlich abwerfe, horchte Andreas hoch auf. Das war ja nach seinen Begriffen ein fürstliches Einkommen!

„So, so.“ erwiderte der Künstler wegwerfend. „Ein erster Liebhaber hat auch viele Unkosten zu tragen; besonders in Wien, wo die Wohnungen theuer sind — und wo man ein Haus machen muß.“

„Demokratenbrut! Gaunervolk!“ brummte der Pfarrer in seinem Schlaf, was den Bleichen etwas in seiner Rede zu stören schien.

Andreas erkundigte sich nun nach den Verhältnissen in der Hauptstadt, und erfuhr zu seinem Schrecken, daß ein einzelner junger Mann nur schwer unter 4000 Gulden jährlich auskommen könne.

„Sie sind wohl Professor?“ frug der Künstler herablassend.

„Nein, Studiosus“ war die fast verschämte Antwort, und dann theilte er seinem Nachbarn mit, daß er gehofft habe, mit hundert Gulden, die er im Vermögen besaß, mehrere Monate hindurch auszukommen, wenigstens so lange, bis er Lektionen gefunden haben würde, die —

„Mehrere Monate!“ wiederholte der Blasse geringschätzig. „Wo denken Sie nur hin? Zwei, — drei Tage, länger schwerlich. Doch Sie werden recht thun, Lektionen zu suchen, denn in Wien zahlt man die Stunde mit fünf Gulden, mithin wenn Sie täglich nur zwei Stunden geben, so macht Ihnen das ein recht nettes Auskommen. Ich werde Ihnen vielleicht für diesen Fall nützlich sein können, da ich mich ausgedehnter und hoher Bekanntschaften erfreue. Vergessen Sie jedenfalls nicht, beim Burgtheater vorzusprechen, und nach Cäsar Tigershausen zu fragen, — Cäsar Tigershausen, erster Liebhaber.“

Man war an der Station angekommen, wo zum ersten Male Pferde gewechselt wurden. Sämmtliche

Insassen, mit Ausnahme der beiden jungen Leute waren in tiefen Schlaf versunken gewesen, erst jetzt hatte sie das plötzliche Anhalten des Wagens geweckt.

Man verließ die Postkutsche, um rasch ein Mittagsmahl einzunehmen. Cäsar forderte seinen Reisegefährten auf, sich mit ihm an einem Extratisch niederzulassen. „Dieses Pfaffengeschwätz“ bemerkte er mit einer bezeichnenden Bewegung gegen den Pfarrer, der an einer großen Tafel in Gesellschaft der Körnerhändler saß, „ist mir geradezu ekelhaft.“

Nachdem man gegessen und getrunken, hieß es wieder seinen Platz einnehmen. „Haben Sie keine kleine Münze?“ wandte sich Herr Tigershausen an seinen Tischgenossen. „Ich müßte eine Tausendgulden-Banknote wechseln lassen, und das dürfte hier in diesem Nest schwer fallen.“ Andreas besaß außer seinem Hundertguldenschein nur ein paar „Zwanziger“, die unmöglich reichen konnten.

„Nun man wird Ihren Schein immerhin leichter wechseln können, als den meinen;“ bemerkte Herr

Cäsar, „somit ists einfacher, Sie begleichen die Rechnung; und vergessen Sie ja nicht, mich in Wien an meine Schuld zu erinnern.“

Andreas beeilte sich, dem Wunsche nachzukommen; dann verließen die Beiden das Gasthaus, um ihre Plätze aufzusuchen.

Der Gelbsüchtige, der unweit von ihnen am Ausschankgitter gelehnt hatte, folgte bedächtig den Vorangehenden.

Die Nachmittagssonne brannte heiß auf das Omnibusdach, und im Inneren des Wagens entwickelte sich eine drückende Schwüle. Andreas fühlte den Kopf schwer, sein Genosse hatte ihm tüchtig Wein ins Glas gegossen. Er lehnte sich in die Ecke, und machte es bald wie die Anderen: er schlief. Einmal erwachte er auf einem Moment; es hatte ihm geschienen, wie wenn ihm Jemand mit der Hand am Leib herabstreife, aber es war ohne Zweifel Täuschung gewesen; nachdem er träge umhergeblinzelt, und alle die Reisegefährten in tiefer Ruhe versunken gesehen, schloß er wieder die

Augen, um von vergangenen und kommenden Tagen zu träumen . . . . .

Wieder hielt der Postwagen, und wieder erwachten wie auf Kommando die Insassen; man hielt vor dem Gasthofe der vorletzten Station. Es that noth, sich ein wenig die zusammengezogenen Beine zu strecken, somit verließen die Reisenden ihre Plätze, theils um die Straße auf- und abzuschreiten, theils um in der „Schank“ eine Stärkung zu sich zu nehmen.

Plötzlich erschien der Pfarrer ziemlich erregt auf der Schwelle der Hausthüre, und ihm folgte bald gestikulirend sein Sitznachbar, der Getreidehändler. Unter eifrigem Gespräche schritten sie ihren Plätzen zu, während die anderen Reisenden ihrem Beispiele folgten. Jetzt wurde die Konversation lebhaft fortgesetzt. Der Wirth hatte erzählt, daß vor drei Tagen in der nicht weit gelegenen Wallfahrtskirche ein Einbruchdiebstahl begangen worden sei und daß man die Schatzkammer fast vollständig ausgeraubt habe! Dies war im Laufe einer Woche bereits das dritte Verbrechen, das in der

Nachbarschaft verübt worden, des Raubmordes gar nicht zu gedenken, der vor einem Monat bei Stockerau vorgefallen war!

Wie der Wirth versichert, steckte Niemand Anderes, als der berüchtigte „schöne Maxl“ hinter all diesen Missethaten, ein wahrer Räuberhauptmann, ein zweiter Grasl, nur schlechter noch als Jener, denn er kannte kein Erbarmen, wo es Geld zu erwerben galt.

Die Reisenden rückten während dieser Mittheilungen, die die Pfarrer machte, ängstlich zusammen. Wer weiß, vielleicht lauerte der „schöne Maxl“ heute zur Abwechslung auf der Straße, um den Omnibus anzuhalten, und die Insassen auszuplündern, und dann zu — ermorden! —

Der Nachbar des Geistlichen, der eine bedeutende Summe mit sich führte, wie er offen gestand, machte sogar den Vorschlag, man möge lieber zur Station zurückkehren, und die Nacht dortselbst zubringen, aber er blieb mit seinem Antrag in der Minderheit. Der Krämer meinte, diese Verzögerung würde die Räuber

nicht hindern, ihr Vorhaben, wenn sie ein solches gefaßt, am nächsten Tage auszuführen, und das neuengagirte Mitglied des Burgtheaters versicherte, daß man ebensogut im Wirthshause überfallen werden könne, wie auf offener Straße; übrigens waren sie Männer, und konnten es schon mit einer Schaar aufnehmen!

Der Pfarrer war eher geneigt, dem Getreidehändler beizustimmen, doch er begnügte sich damit, über die gegenwärtigen Zustände wieder von neuem zu klagen: Das kam Alles von der sauberen liberalen Regierung. Kein Wunder, wenn die Demokraten an der Spitze standen, daß Räubern und Mordbrennern freie Hand gelassen wurde!

Der Gelbsüchtige verzog sein Gesicht zu einem höhnischen Lächeln.

Der Pfarrer hatte diese Grimasse sehr gut bemerkt: Ja, ehrliche Leute verhöhnte man heutzutage, — diese durften ruhig bestohlen werden. —

„Warum sind sie so dumm, sich bestehlen zu lassen!

ließ sich der Gelbe nach stundenlangem Schweigen wieder einmal hören.

„Warum is d' Polizei heut kan lukerten Schein-kreuz'r mehr werth!“ eiferte der Geistliche, — und dann, mit einem bissigen Lächeln: „S' scheint, daß 's der Herr a mit die Dieb und Räuber haltet. — Am End is 'r gar a Spezi vom schön'n Maxl!“

Der Gelbe grinste: „Kann schon sein, — — viel-leicht bin ichs selbst!“ — kaum hatte er diese Worte gesprochen, als er seine Hand aus der Tasche zog, und eine Pistole zum Vorschein brachte.

Ein allgemeiner Schreckensschrei folgte dieser Be-wegung. Der Pfarrer war leichenblaß geworden, und klammerte sich krampfhaft an seinen Nachbarn, dem selbst der Athem ausgegangen war; — die Weiber kreischten, der Hausirer suchte sich unter die Sitzbank zu zwängen, — und Herr Cäsar Tigershausen zitterte wie ein Aal. — Nur Andreas griff resolut nach seinem dicken Knotenstock, und nahm sich vor, sein Leben,

sowie seine hundert Gulden mit aller ihm zu Gebote stehenden Kraft zu vertheidigen.

„Ruhe, meine Herren!“ — gebot der Furchtbare mit kräftiger Stimme, — „daß sich Niemand rührt, — der Räuber sitzt unter uns.“

Andreas bemerkte, wie Herr Cäsar leise versuchte, das Fenster, das sich hinter seinem Rücken befand, herabgleiten zu lassen, — doch auch dem Pistolenbesitzer schien diese Bewegung nicht entgangen zu sein, denn er herrschte dem Künstler ein „Hände hervor“ zu, und richtete gleichzeitig die Mündung seiner Waffe auf den Zitternden. Dem Befehl wurde ohne Widerspruch Folge geleistet, — dann griff der Gelbe mit der linken freien Hand in die Tasche, und entnahm derselben eine kurze Kette: „Daumen her!“ — — wieder gehorchte Herr Tigershausen willenlos; im Handumdrehen waren beide Hände fest aneinandergekettet. — Jetzt steckte der Andere ruhig seine Pistole in die Tasche, und ersuchte den Krämer, der neben dem Gefesselten gesessen, mit ihm Platz zu tauschen.

„Meine Herren," hub er sodann an — „ich bin der Polizeikommissär Lang. Es ist sehr möglich, daß ich in kurzem Ihres Beistandes bedürfen werde, — hoffentlich kann ich darauf rechnen." Hierauf sich zu seinem Gefangenen wendend: „So, — schöner Maxl, — da hätten wir Dich endlich. Du kennst mich nicht, nicht wahr, — aber ich habe Dich vor fünf Jahren einmal gesehen; — im Criminal wars; — weißt Du's noch: zwei Jahre in Stein, wegen Diebstahl? — Ja, ja, ich brauche nur einmal ein Gesicht zu sehen, um sogleich zu wissen, wohin ich's zu rangiren habe. Also im Burgtheater sind wir engagirt, — und Lektionen kosten in Wien 5 Gulden, die Stunde! Na, — das wäre nicht schlecht, — da möchte auch ich mein Handwerk aufgeben und Lektionen suchen; — etwa, wie mans machen muß, um mit offenen Augen und Ohren zu schlafen! So, — und jetzt sehen wir einmal nach, ob die Papiere in Ordnung sind." Der Kommissär griff seinem Opfer in die Rocktasche: „Eine hübsche Geldbörse," sagte er, einen kleinen Gegenstand be-

trachtend, den er in der Hand hielt — „es sollen sich wohl 99 Gulden, 10 Kreuzer und einige Zwanziger darin finden, — nicht wahr?“ — wandte er sich an Andreas. „Hier, junger Mann, nehmen Sie Ihr Eigenthum, nnd seien Sie ein andermal vorsichtiger, wenn Sie mit Fremden zu thun haben,“ er überreichte dem überraschten Andreas das Täschchen, das ihm Herr Fummerer, sammt dem Inhalt von hundert Gulden geschenkt hatte. „Und Sie Herr,“ sagte der Polizist zum Getreidehändler, „wieviel betrug Ihre Baarschaft? Zweitausend, siebenhundert Gulden, wenn ich mich recht erinnere? Na sehen Sie, ob es stimmt'“ mit diesen Worten händigte er dem Anderen eine dicke Brieftasche ein, die er der zweiten Tasche des Gefesselten entnommen.

„Heilige Mutter von Dreieichen!“ schrie plötzlich der Pfarrer, seinen Rock befühlend, — „mein Geld!“

„Nur Geduld, Hochwürden;“ ermahnte der Gelbe grinsend „der Klingelbeutel wird sich wohl auch noch finden“ und wirklich, die Hand tauchte in die Tiefe

und brachte einen perlengestickten Beutel zum Vorschein. „Hier, — Herr Pfarrer; er ist noch immer wohlgespickt.“

Auch der verblüffte Krämer erhielt sein Eigenthum zurückerstattet, von dessen Verschwinden in die Tasche des Anderen er bis jetzt nicht die geringste Ahnung gehabt hatte.

„So, — und das gehört mir, — oder vielmehr der Behörde,“ sagte der Kommissär, ein großes Klappmesser, nebst einigen Papieren zu sich steckend, die sich noch an der Person des Arrestanten gefunden hatten. „Wir sind nun leer, wie das neue Faß, das der Herr Pfarrer gestern gekauft hat, nicht wahr, schöner Maxl? Ja, ja, Herr Pfarrer, die Polizei weiß Alles,“ wandte er sich lächelnd an den Geistlichen, der gestern in der That ein Faß gekauft hatte, um dem frischen „Retzer“ ein würdiges Heim zu geben.

„Nun noch einen guten Rath, meine Herren: Hüten Sie sich für die Zukunft, in einem Postwagen zu schlafen, wenn derselbe mit Fremden vollbepackt ist,

denn nicht alle Tage fährt ein Kommissär, — oder wenn der Herr Pfarrer lieber will, — ein rother Republikaner mit Ihnen, um für Ihre Sicherheit zu wachen.“ Hierauf machte sich Herr Lang mit dem Räuber zu schaffen, um ihn, — wie später der Getreidehändler bemerkte, — „wie einem kranken Roß zuzureden.“

Der Pfarrer mußte sichs innerlich gestehen, daß er es im Beichtstuhl kaum dazu gebracht haben würde, den schönen Maxl zu Geständnissen zu bewegen, wie sie ihm nun der listige Kommissär zu entlocken wußte; Alles wurde bekannt, schließlich sogar auch Namen und Zahl der Mitschuldigen.

Am Raubmorde hatte der „schöne Maxl“ nach seinen Betheuerungen nicht thätigen Antheil genommen, wohl aber an den täglich begangenen Einbrüchen. Die Bande konnte leicht dieser Tage in Stetteldorf aufgehoben werden, wo der nächste Ueberfall veranstaltet werden sollte. Nachdem der Kommissär auf diese Weise dem Anderen alle „Würmer aus der Nase gezogen,“ beeilte

er sich, das eben Vernommene in sein Notizbuch einzuschreiben.

Die Dämmerung brach herein. Der Polizist hatte seine Arbeit beendigt. Nun blickte er in die Gegend hinaus, und plötzlich gab er dem Kutscher Zeichen zum Halten. Ein paar Schritte abseits von der Straße lag eine zerfallene Ziegelbrennerei; gegen diese Richtung hin pfiff der Beamte auf dem Signalpfeifchen, das er an die Lippen gesetzt hatte. Hinter dem Mauerwerk erschienen nun mehrere Gestalten, die sich dem Omnibus näherten. Herr Lang beugte sich hinaus, um mit seinen Agenten, die ihn hier erwartet hatten, zu sprechen, dann gebot er Einem derselben, seinen Platz im Wagen einzunehmen. „So, Maxl," rief er dem Verbrecher zu, „jetzt muß ich von Dir Abschied nehmen, — es geht hinter Deinen Kameraden d'rein. Daß Du mir hübsch manierlich bleibst, — sonst," mit dem Finger drohend. Dann zu den übrigen Reisenden: „Meine Herren, ich werde Sie ersuchen, hier meinem Stellvertreter Ihre Namen und Adressen anzugeben. Sie waren Zeugen

von Allem, was der Gefangene gestanden hat; — es ist möglich, daß er vor Gericht leugnet, und für diesen Fall würde man Sie um Ihre Aussagen bemühen müssen.“ Sodann wurde der Urlauber gerufen, und beordert, dem Agenten bei der Unterbringung des schönen Maxl auf der Bahnstation behilflich zu sein.

Der Kommissär näherte sich nochmals der offenen Thüre. Diesen Moment hielt der Pfarrer für geeignet, um dem Manne des Gesetzes einige Entschuldigungen wegen seiner unhöflichen Worte zuzurufen.

„Bitte, Herr Pfarrer, es hat nichts zur Sache. Uebrigens war ich der Erste, der den Streit begonnen, — aber Sie werden begreifen, daß mir darum zu thun war, den schönen Maxl ohne Zeitverlust in den Omnibus zu bringen. Fast haben Sie ihn mir verscheucht, denn ich merkte ganz gut, daß er auf Ihr Wettern um Platz hin, und auf Ihr Schreien über dreizehn Personen zu zögern begann. Diese Kerle sind voll Aberglauben: die Zahl dreizehn schien ihm von schlechter Vorbedeutung.“

„Na, dasmal hat'r nit so unrecht g'habt. Die

dreizehn hab'n ihm Malehr g'bracht!“ erwiderte der Geistliche.

„Also nichts für ungut, Herr Pfarrer, nicht wahr? Mich freut es, Ihnen bewiesen zu haben, daß die heutige Polizei doch etwas mehr werth sei, als einen ‚luckerten Scheinkreuzer.‘ Glückliche Reise, meine Herren, und — Maxl — brav sein!“ Der Schlag wurde zugeklappt, und der Wagen rollte davon.

Elftes Kapitel.

Seit vier Wochen befand sich Andreas in der Hauptstadt.

Sein Erstes war gewesen, sich auf der Universität als Hörer der Medizin einschreiben zu lassen; dann hatte er sich auf Wohnungssuche begeben, denn der Gasthof, welchen er am Abend seiner Ankunft bezogen, wäre ihm für die Dauer zu theuer zu stehen gekommen.

Endlich, nachdem er die Alservorstadt nach allen Ecken und Enden abgelaufen, hatte er das Passende bei Herrn Patz, „bürgerlicher Schneidermeister“, — wie das Schild lautete, — gefunden: Ein Kämmerchen,

drei Meter im Geviert, mit Feldbett, Tisch aus ungestrichenem Tannenholz, einem Strohsessel, und Kleiderrechen, das war die Schachtel, in welcher er die Hälfte des Tages, und der Nacht zubrachte. Dafür zahlte er monatlich fünf Gulden. —

Der Schneider hatte ihm auch die Kost angetragen, aber Andreas zog es vor, außer Hause seine Mahlzeiten einzunehmen, weil es sich besser mit den Universitätsvorlesungen vereinigte, und weil es billiger zu stehen kam: Er hatte eine Garküche entdeckt, wo er für neun Gulden im Monatsabonnement sein Mittagessen, bestehend aus Suppe, einem Fleischgericht und einem tüchtigen Stück Schwarzbrod erhielt.

Frühstück und Abendbrot, in Gestalt von Käse, kam ihm im Monat, wenn er noch hie und da ein Glas Bier abends genoß, auf 3 Gulden 50 Kreuzer zu stehen. Wäsche und Beleuchtung auf 2 Gulden 50 Kreuzer.

Die Hauptauslage war die Inskription auf der Universität, und das Anschaffen der nöthigen Bücher

gewesen; diese beiden Posten waren in seinem Ausgabebuch mit 23 Gulden belastet, — blieben ihm mithin, nach Abzug der Gasthofrechnung, von seinem Kapital noch 74 Gulden 50 Kreuzer.

Dank den Ermahnungen Fräulein Constantias, verehelichten Wumperl, hatte sich Andreas schon bei Zeiten eine strenge Ordnung angewöhnt, in Folge welcher er sich auch ohne Zeitverlust daran machte, seine Bilanz zu ziehen, die folgendes Resultat ergab:

Kapital	74 Guld. 50 Kreuz.
Monatliche Auslagen: 20 Gulden macht für drei Monate: .	60 „ — „
Verbleibt für unvorhergesehene Fälle ein Fond von: . .	14 Guld. 50 Kreuz.

Um ganz sicher zu gehen, hatte er drei Päckchen, zu je zwanzig Gulden gemacht; drauf stand mit Blaustift geschrieben: „Monatgeld;“ ferner ein Päckchen zu zehn Gulden mit der Inschrift: „Unvorhergesehenes,“ und die übrigbleibenden 4 Gulden 50 Kreuzer fanden im Geldtäschchen Platz, — sie sollten für die Rubrik

„Vergnügungen" verwendet werden; hie und da konnte er sich doch vielleicht die Auslage gestatten, in ein Konzert oder ins Theater zu gehen, oder den Cirkus Renz zu besuchen, von welchem ihm oft Herr Wumperl mit Enthusiasmus gesprochen hatte. So war also Andreas auf drei Monate im voraus gerüstet. Warum er gerade nur auf diese Dreizahl rechnete, wußte er selbst nicht recht, — aber Thatsache wars, daß er bisher nicht weiter auf die Zukunft hinaus gedacht hatte. Das Weitere mußte sich schon finden, vertröstete er sich; — in einer Stadt, wie Wien, kann es an allerlei Nebenerwerb nicht fehlen.

Wien hatte ihm einen großartigen Eindruck gemacht; er war die erste Zeit hindurch förmlich bestürzt gewesen: Himmelhohe Häuser, um deren letztes Stockwerk zu sehen, man sich schier das Genick verrenken mußte; — dann das Getümmel und Durcheinander auf den Straßen: diese Wagenkarawanen, die von allen Seiten pfeilschnell dahergerasselt kamen, daß Einem angst und bang werden mußte, — ja, einmal, am

Stefansplatz, wo ihm der ewige Wind den Hut davongetragen hatte, wäre es bei einem Haar um ihn geschehen gewesen, denn er gerieth bei seiner Hutjagd in ein solches Gewirr von Fiakern, Einspännern und Stellwagen, daß er sich nicht mehr zu helfen wußte und es nur der Intervention eines Polizeimannes verdankte, daß er diesmal mit heiler Haut davonkam. — Nachdem er vom Polizisten eine böhmisch-deutsche Ermahnungsrede erhalten, worin dieser ihm ans Herz legte, nicht mehr wie „a Kalb leibhaftiges“ zwischen die Wagen zu rennen, stülpte er seinen arg zerknitterten Hut aufs Haupt und schwur, diesen gefährlichen Stefansplatz nicht so bald wieder zu betreten. —

Seine Leidenschaft war die, an den vornehmen Läden vorbeizuwandern, und sich all die schönen Dinge mit Muße anzusehen, die da in den Schaufenstern ausgestellt waren. Diese Zerstreuung gestattete er sich regelmäßig nach Schluß der Vorlesungen, wenn er auf dem Heimweg begriffen war.

Dann nahm er seine Richtung durch das Burg-

oder Schottenthor, ließ sich, am Glacis angekommen, auf einer Bank nieder, und ergötzte sich ungefähr eine halbe Stunde lang am bunten Getriebe, das dort herrschte: Luftschöpfende Herren und Damen, balgende, spielende Kinder, die stramm daher marschirende Trabantenwache, Spielzeugverkäufer, Orgeldreher, und noch allerlei andere nützliche, und unnütze Mitglieder der menschlichen Gesellschaft, die hier in lebhaftem Durcheinander an seinen Augen vorbeizogen.

Nach dieser halben Stunde Ruhe, ging er nach Hause, zur Arbeit. Er setzte sich an den kleinen Tisch, und schrieb den Inhalt der Vorlesung, den er eilig zu Papier gebracht, ins Reine. Diese Beschäftigung nahm zwei gute Stunden in Anspruch; hierauf versäumte er es nie, die Stellen, auf die sich der Vortragende bezogen, in seinen Büchern nachzuschlagen, zu vergleichen, und sich ins Gedächtniß zu prägen. Auf diese Weise wurde es Abend. Nun klappte er die Bücher zu, brachte dieselben in Ordnung, und rannte mit seinem Bierkrügel hinab, um dasselbe im gegenüberliegenden

Ausschank füllen zu lassen. Käse, Wurst und Schwarzbrot hatte er immer auf eine Woche im Vorrath, mithin konnte er ohne Zeitversäumniß ans Abendessen gehen; wie das mundete, nach gethaner Arbeit! Herrlich, — ganz ausgezeichnet!

War das Wetter schön, so machte er noch vor dem Schlafengehen einen kleinen Spaziergang; sonst blieb er zu Hause, las die Zeitung, die ihm Herr Patz lieh, oder ein Buch, aus der Sammlung, welche ihn Frau Constantia Wumperl zum Abschied verehrt hatte. Natürlich blieben die Tagebuch-Einzeichnungen wie bisher die Schlußarbeit, der er sich unterzog, bevor er zu Bette ging.

Prächtig vergingen ihm auch die Sonntage: Da gestattete er sich eine etwas längere Morgenruhe, dann stand er auf, frühstückte und schrieb seinen wöchentlichen Bericht nach Hause, entweder an die Eltern oder an Herrn Fummerer. Frau Constantia wurde natürlich auch nicht vergessen. In seinen Briefen sprach er immer vergnügt und hoffnungsvoll, und versicherte

seinen Lieben, daß er wie ein König lebe. Seine Schreiben nahmen oft vier, auch noch mehr Quartseiten in Anspruch.

Sobald dieses Geschäft beendet war, ging es an eine Wiederholung der während der Woche vorgenommenen Abschnitte, und hierauf nahm Andreas seinen Hut vom Haken und eilte so rasch ihn seine Beine trugen, nach der Stadt, um ja nicht das interessante Schauspiel der Ablösung der Burgwache zu versäumen. Er hörte mit Begeisterung den ausgezeichneten Vorträgen des Militärorchesters zu, die dort auf dem Platze gratis zum Besten gegeben wurden, und dann ging es unter klingendem Spiel, Andreas natürlich an der Spitze, in die innere Stadt. Der Regimentstambour mit seinem großen Stock, und noch größerem Bart, war für ihn ein Gegenstand aufrichtigster Bewunderung, — fast Verehrung.

Das Mittagessen wurde mit wahrem Behagen eingenommen; am Sonntag gabs immer einen Kuchen und ein Gläschen „Kutscherwein“ als Zugabe, und

hierauf trat der Gesättigte seinen Marsch in den Prater an. Dort hatte er Konzerte nach Herzenslust, — wahre Ohrenweiden, die ihn selten mehr als ein Glas Bier kosteten.

Theater und Cirkus hatte er einmal gesehen, — es war entzückend gewesen. Eines fehlte ihm noch zur vollkommenen Zufriedenheit: Die Möglichkeit, seine musikalischen Studien fortzusetzen. Einmal war er wohl in einen Klavierladen getreten, und hatte schüchtern gefragt, ob es nicht vielleicht gestattet sei, hie und da eine oder zwei Stunden zu spielen, er sei bereit, Entschädigung zu leisten, oder sich zu abonniren.

„Das wohl nicht; — aber wenn Sie ein Klavier miethen wollen, so steht Ihnen Eins zur Verfügung.“

„Gern. Wollen Sie mir den Preis sagen?“

„Zehn Gulden pro Monat.“

„Danke. — Ich — ich — werde erst zu Hause — abmessen, ob das Instrument Platz hat.“ Er hatte gehofft, daß die Sache im schlimmsten Falle auf 50 Kreuzer zu stehen kommen werde.

So war ein Monat vergangen, und noch ein zweiter. Andreas begann nun doch nach und nach zu bedenken, daß Alles auf dieser Welt ein Ende nimmt, — auch sein Vorrath von Zwanzigguldenpäckchen. Noch vier Wochen, und dann —? —

Bis jetzt hatte er sich nicht ernstlich um einen Nebenerwerb bekümmert. Wohl war der Universitäts-Portier von ihm gebeten worden, falls Jemand Lektionen suchen sollte, seiner zu gedenken, aber der Mann hatte ein Dutzend Vormerkungen, — Kandidaten, die vor Andreas gekommen, und welche mithin ein älteres Anrecht hatten, als er.

Jetzt beabsichtigte er, sich an eines der Bureaus zu wenden, vielleicht hatte er dort mehr Glück. Er faßte diesen Entschluß eines Abends, während er sein bescheidenes Mahl zu sich nahm.

Wie es seine Gewohnheit war, griff er nachher zur Zeitung, und begann zu lesen. Er überflog ziemlich zerstreut den Inhalt, bis auf der letzten Seite seine Augen auf einer Ankündigung haften blieben:

„Mitarbeiter gesucht!!

Das Wochenblatt ‚Der kleine Freibeuter‘ wünscht mit einer Person in Unterhandlung zu treten, welche geneigt wäre, für die Redaktion Notizen zu sammeln. — Dreistündige Arbeit täglich genügt. — Gutes Honorar.

Blutgasse 16.“

„Das ist Dein Fall!“ sagte sich Andreas. Das traf sich ganz ausgezeichnet. Er konnte ganz gut täglich drei Stunden einer Nebenarbeit opfern. Schon des Morgens z. B. bot sich prächtig Gelegenheit dazu: Er war gewohnt, mit Tagesanbruch das Bett zu verlassen, und die Vorlesungen begannen nie vor acht Uhr, mithin waren zwei Stunden bereits zu dieser frühen Tagesstunde gefunden, und die dritte, die konnte er sich leicht Nachmittags oder Abends von seiner freien Zeit absparen: statt des Spazierengehens, oder statt der Lektüre, selbst nachher, wenn es sein mußte; er brauchte ja nicht schon um neun Uhr im Bett zu liegen, insbesondere wenn es Geld zu verdienen gab.

Kaum war die erste Pause zwischen den Vorlesungen eingetreten, als er auch schon seine Schritte nach der Blutgasse lenkte. Die Redaktion war im Hof untergebracht, wie eine an der Hausthür im Luftzug baumelnde Tafel verkündete. Andreas durchschritt den kleinen finsteren Hof, und gelangte an die gesuchte Thür.

Es war ein kleiner, dunkler Raum, in den er trat, so dunkel, daß man sich mit einer Gasflamme die nöthige Helle zu verschaffen genöthigt war.

Andreas, der vom sonnigen Tage in diese düstere Nacht hineingefallen war, vermochte anfangs nichts Anderes wahrzunehmen, als einen erstickenden Tabakqualm, hinter welchem selbst die Flamme nur wie ein schwacher, von röthlichem und grünlichem Schein umgebener Lichtpunkt erschien.

Erst nachdem ein frischer Qualm, wie aus einem kleinen Vulkan, aufgestiegen, und nachdem eine schnarrende Stimme gerufen: „Womit kann ich dienen?“ errieth er, nach welche Seite des Gemaches er sich zu begeben habe: „Ich komme wegen der Annonce.“

„Bitte, mit Vergnügen," war die dienstbereite Antwort. „Die Petitzeile kostet zwanzig Kreuzer, für gewöhnliche Anzeigen. Für ‚Pikantes' das Doppelte, für Mahnungen säumiger Schuldner je nachdem! mit Anfangsbuchstaben und Punkten: fünfzig, — für volle Namen: einen Gulden."

„Aber"

„Ich weiß, was Sie sagen wollen:" unterbrach der Rauchverhüllte, der dem Besucher wie ein entferntes Nebelbild erschien, „Sie meinen, es sei dies etwas hoch geschraubt, doch bitte ich Sie zu bedenken, daß wir bei dieser letzten Art von Annoncen persönliches Risiko tragen. Wir übernehmen für den Mahner alle Verantwortung, und müssen oft dem Anprall des hereintretenden Schuldners trotzen, der von uns Rechenschaft verlangt, — und" —

„Aber" —

„Ich weiß, was Sie sagen wollen: Sie finden, daß die Redaktion a priori für den Inhalt ihres Blattes verantwortlich sei, daß sich das sozusagen als

Fundamentalprinzip verstehe, — aber da muß ich Ihnen" —

„Gestatten Sie mir, Sie zu unterbrechen, ich" —

„Bitte, bemühen Sie sich nicht; ich weiß, was Sie sagen wollen: Sie behaupten, daß" —

„Bitte nein, — ich wollte sagen, daß ich all das bisher Gesagte überhaupt nicht sagen wollte, sondern! —

„Nicht? — Nun, dann war es vermuthlich Etwas Anderes, das Sie sagen wollten," — versetzte die Stimme mit Überzeugung.

„Ja, ich wollte bezüglich der Annoncen sprechen, laut welcher Sie einen Mitarbeiter suchen."

„Warum haben Sie das nicht sogleich gesagt, bester Herr?"

„Mich dünkt, Sie ließen mich bisher nicht recht dazu kommen. Also, ich wollte Sie fragen, ob ich Ihnen meine Dienste als Mitarbeiter anbieten kann."

„Setzen Sie sich, junger Mann. — So; — wollen Sie mir nun Ihre Referenzen mittheilen: bei welchen Blättern haben Sie gearbeitet?"

„Bei keinem vorläufig, — das heißt, — doch; — ich habe für den ‚Astronomen‘ meteorologische Berichte geliefert.“

„Hm, — Liebhaberarbeit. Das war mehr eine Honorär-Mitarbeiterschaft! Bemerken Sie wohl den Unterschied: Honorär, — und Honorar sind zweierlei; — einem geschenkten Gaul schaut man nicht ins Maul, — wohl aber einem bezahlten, und' —

„Der ‚Astronom‘“ —

„Ich weiß was Sie sagen wollen: der ‚Astronom‘ hats nicht Noth Geschenke anzunehmen, — immerhin“ —

„Entschuldigen Sie, ich wollte sagen: Der ‚Astronom‘ zahlt überhaupt nicht Honorar, da er von einem wissenschaftlichen Verein herausgegeben wird, der“ —

„Der nie Geld in der Kasse besitzt, wollten Sie sagen, nicht wahr?“

„Ich bedauere gestehen zu müssen, daß ich dies nicht zu erwidern beabsichtigte.“

„Gut, dann nehmen wir an, daß es Etwas Anderes

war. Doch um wieder auf unsere Angelegenheit zurückzukommen: Es ist dies ein ganz anderes genre, mit dem Sie sich für uns zu befassen hätten, — und ich weiß nicht, ob Sie der Sache gewachsen sind. Dieselbe erfordert Talent und Routine.“

„Mithin zweifeln Sie, daß ich mich nützlich machen könne,“ versetzte Andreas sich erhebend.

„Warten Sie doch, junger Mann; setzen Sie sich. Mein Name ist Peter Sandviper. Haben Sie schon Etwas darüber gehört? — Nein? — Dann ist Ihnen vielleicht einer meiner noms de guerre bekannter: ‚Gladiator,‘ — oder: ‚Vischnu,‘ — oder: ‚Torero,‘ — oder: ‚Vitalienbruder‘?“

Andreas schüttelte den Kopf.

„Erlauben Sie mir, Ihnen zu bemerken, junger Mann, daß Sie verteufelt wenig in der Litteratur zu Hause zu sein scheinen.“

„Ich muß gestehen, daß —“

„Bemühen Sie sich nicht, ich weiß, was Sie sagen wollen: Sie beabsichtigen, das Versäumte nachzuholen;

— das ist lobenswerth von Ihnen. Hier meine letzte Broschüre: „Über das Widersprechen der Widersprüche in den Widersprüchen.“ Herr Peter Sandviper krabbelte eine zeitlang in der Tischlade, dann schob er sie mit einem heftigen Ruck zu: „Ja so, ich vergaß ganz, daß sie konfiscirt worden ist. Doch das hat nichts zur Sache. Also, junger Mann, ich wollte Ihnen sagen, Sie sollen sich setzen, um zu erfahren, daß Peter Sandviper nicht der Mann ist, der junge, angehende Talente von seiner Schwelle weist, — und aus diesem Grunde will ich Sie in die Geheimnisse unserer Redaktion theilweise einweihen. — Hier eine Nummer des ‚Freibeuter,‘ — und hier die Belege, auf welche sich unsere Artikel sozusagen fußen: ‚Neue freie Presse,‘ — Über Land und Meer,‘ — ‚Magazin für die Litteratur des In- und Auslandes,‘ — ‚Leipziger Illustrirte‘ u. s. w. — wie Sie sehen, „die Elite unter den Stimmen deutscher Litteratur —“ ein, aus der Ecke des Gemachs herübertönendes tiefes Grunzen unterbrach Herrn Sand-

viper in seiner Mittheilung. „Was gibts, Hippopotamus? Willst' einen frischen Umschlag?"

„Nein, — Pfeife," — war die heisere Antwort.

Andreas blickte erstaunt in die Richtung, woher die Laute gekommen. Er hatte sich genügend an die Nebelatmosphäre gewöhnt, um ein in der Ecke stehendes kurzes Sofa zu entdecken, auf welchem eine zusammengerollte menschliche Gestalt lag; der Kopf war mit Leinenstreifen zu unförmlicher Dicke umwunden.

„Ein Opfer unserer letzten Mahnannonce, der arme Hippopotamus," erklärte Herr Sandviper, eine Thonpfeife mit ellenlangem Rohr von der Wand loshackend. „Hier, zufällig in dieser Nummer, findet sich die bewußte Anzeige. Lesen Sie, während ich dem armen Kerl das Rohr in den Ort zu stecken versuchen werde, den man früher ‚Mund' nannte. Der ganze Kopf ist gräulich geschwollen!" Der Sprecher erhob sich, und schritt dem Divan zu.

Andreas las:

„Nachdem Herr Rittmeister Hannibal von Sporn,

trotz verpfändeten Ehrenwortes, seinen Wechsel, lautend auf 10000 Gulden, bis heute nicht eingelöst hat, wird er mit Gegenwärtigem benachrichtigt, daß die gerichtlichen Schritte gegen ihn eingeleitet sind."

„Nicht wahr, im Grunde genommen, gar nicht so arg?" sagte Herr Sandviper, sich wieder an den Tisch setzend. „Leider aber stellte sich heraus, daß der Rittmeister Niemandem Etwas schuldete, und daß das Ganze ein Racheakt war: Die Rache eines Kommis, dem der Kriegsmann die Schöne abwendig gemacht hat. Nun, der arme Hippopotamus, — (es ist dies sein Pseudonym, — er heißt eigentlich Ullrich Staberl) — hat diesmal das Bad ausgießen müssen. Im Grunde genommen ists begreiflich, daß die Sache dem Rittmeister zu Kopfe stieg, — und dem armen Teufel dort auch!" mit einem wehmüthigen Blick nach dem Opfer. — „Er hat ihn schändlich zugerichtet, — die ganze Physiognomie ist verdorben! — — — Sehen Sie, junger Mann, das ist auch der Grund, aus

welchem ich genöthigt war, mich um einen provisorischen Mitarbeiter umzusehen, und die Annonce —"

Andreas wurde es bei dieser Eröffnung unheimlich zu Muthe: „Ich glaube, Ihnen gestehen zu müssen, —"

„Ich weiß, was Sie sagen wollen: Sie glauben mir gestehen zu müssen, daß nach Ihrer Ansicht die Helden und Märtyrer der Litteratur einen der ersten Plätze in der Ehrenhalle der Weltzivilisation einzunehmen hätten. Sie haben recht, junger Kollege, — aber glauben Sie mir, die Zeit wird schon noch kommen."

„Verzeihen Sie, wenn ich Sie wieder unterbreche, — aber ich glaubte Ihnen gestehen zu müssen, daß ich mich für die Mitarbeiterschaft an Ihrem Blatte leider nicht eigne, denn" —

„Sie sind bescheiden, — das gefällt mir an Ihnen."

„Denn meine Zeit ist nur karg bemessen," setzte Andreas diesmal unbeirrt fort, — „auch wäre es mir ganz unmöglich, mich hier in der Redaktion niederzulassen, denn ich besuche die Vorlesungen auf der Universität. Außerdem wollte ich unter keiner Be-

dingung an den Annoncen des Blattes betheiligt sein,“ mit einem scheuen Blick nach der Sofaecke.

„Beruhigen Sie sich, mein Bester, das läßt sich vielleicht arrangiren. Wie ich Ihnen schon bemerkt, ist's bei mir Prinzip, junge Talente nach besten Kräften zu poussiren; Sie wollen doch poussirt werden?“

„Das heißt, wenn es nicht vonseiten des — gemahnten Schuldners geschieht.“

„Haben Sie keine Furcht. Seit gestern Abend ist für unsere Thür ein Apparat in Vorbereitung, welcher nur den Eingeweihtesten einen Eintritt gestattet; — ‚my house is my castle‘ sagt der Engländeer, — unser Redaktionszimmer soll mithin auch eine uneinnehmbare Festung werden. Von diesem Tage an wird der Inseratentheil ausschließlich von mir besorgt werden, während es dem Mitarbeiter obliegt, für Feuilletons, politische Resumés, interessante Ereignisse, litterarische Notizen, Kritiken ꝛc. zu sorgen, — und diese Arbeiten könnten Sie füglich auch zu Hause vornehmen. Es würde zu weit führen, wollte ich Sie

heute schon genau in das Triebwerk dieser Maschine einweihen, — aber übersichtlich kann und muß ich Ihnen sogar die Sache vor Augen stellen; dann sollen Sie entscheiden, ob Sie sich der Aufgabe gewachsen fühlen. Hören Sie mich aufmerksam an: Vor allem Feuilletons: Hier sehen Sie in ‚Ueber Land und Meer' eine Novelle von Hackländer, aus seiner Sammlung ‚Wachtstubenabenteuer, — die im ‚Freibeuter' unter dem Namen ‚Kasernenerinnernngen' erscheinen soll. Hierauf handelt es sich darum, die Namen zu verändern, und den Schluß: Im Original ‚kriegen sie sich', — bei uns ‚kriegen sie sich nicht!' — Sie sehen mithin den bedeutenden Unterschied, die Berechtigung unsere Novelle ‚Original' zu nennen. Als Verfasser wollen wir den armen Hippopotamus' bezeichnen, — er hat wahrlich die Auszeichnung verdient."

„Aber, es scheint mir doch" —

„Ich weiß, was Sie sagen wollen: Es scheint Ihnen, nachdem Sie die Arbeit zustande gebracht, auch die Ehre" —

„Durchaus nicht. Ich wollte mir nur die Bemerkung erlauben, daß mir dieses Gebahren nicht ganz — wie soll ich nur sagen — — ganz“ —

„Sprechen Sie es beileibe nicht aus, junger Mann! Schlucken Sie's hinunter; — so; — und jetzt hören Sie meine Entgegnung: Es ist dies ganz individuelle Ansichtssache. Sie glauben, dieses Gebahren für ungesetzmäßig halten zu müssen? Gestatten Sie mir, Ihnen zu erwidern, daß Sie sich auf dem Holzwege befinden; wie, — und inwiefern, — das will ich Ihnen ein andermal entwickeln. Vorläufig genüge Ihnen die Bemerkung, daß Sie noch jung, und in litterarischen Dingen unerfahren sind, verlassen Sie sich mithin ganz auf meine Autorität.“

Da es immerhin möglich war, daß Andreas überflüssige Bedenken fühlte, so erhob er vorläufig keine weitere Einwendung und Herr Sandviper fuhr in seiner Erklärung fort: „Was der Rest der im ‚Freibeuter‘ zu füllenden Spalten betrifft, so ist ungefähr in derselben Weise zu verfahren, wie beim Feuilleton;

hie und da kann sogar in der pointe das Gegentheil angebracht werden, z. B. statt: ‚In Berliner militärischen Kreisen spricht man von energischen Rüstungen‘ — setzen wir: ‚In Berliner militärischen Kreisen versichert man, daß der Friede dauernd sei,‘ — oder, statt: ‚Garibaldi ist soweit hergestellt, um an den politischen Ereignissen wieder lebhaften Antheil zu nehmen, sagen wir: ‚Garibaldi soll, authentischen Nachrichten zufolge in den letzten Zügen liegen‘ u. s. w. — Erfassen Sie auch recht die Feinheiten, junger Mann, — begreifen Sie den doppelten Zweck dieser Änderungen? In Berlin wird man einmal rüsten, — und Garibaldi wird einmal in den letzten Zügen liegen und dann ist der Augenblick gekommen, wo der ‚Freibeuter‘ sich auf diese Stellen beziehen kann, um seinen Lesern befriedigt zuzurufen: ‚Wir waren Diejenigen, welche die kommenden Dinge längst vorausgesehen und nie daraus ein Hehl gemacht haben!‘ Außerdem ist, wie Sie zugeben werden, der Phantasie, — während sie durch die vor Augen

liegenden Originale eine Anregung findet, gleichzeitig ein weites Feld gelassen.

So, — das wäre also im allgemeinen die Übersicht, die ich Ihnen geben zu müssen glaubte. Wie schon erwähnt, gehört Übung, Routine, dazu, um die Sache bald mit Leichtigkeit zustande zu bringen. Sind Sie bereit, den Versuch zu machen?"

„Dürfte ich nun noch" —

„Ich weiß, was Sie sagen wollen: Ob Sie auch hin und wieder Originalarbeiten unterbringen könnten? ‚Wozu in die Ferne schweifen, — sieh, das Gute liegt so nah!' rufe ich Ihnen als Erwiderung zu."

„Bitte, diese Frage lag nicht in meiner Absicht; ich wollte Sie bloß ersuchen, mir die Honorarbedingungen mitzutheilen."

„Hm, — hm, — die Honorarbedingungen. Nun, sehen Sie, junger Mann, der ‚Freibeuter' ist wegen seiner Generösität im weiten Lande bekannt. Ich könnte Ihnen wöchentlich für diese Arbeit, — sagen wir, — 5 Gulden bewilligen," wieder grunzte der Ein=

gehüllte auf seinem Sofa, und Herr Sandviper drehte sich in die Richtung: „Du sagtest überzahlt? War es das, Hippopotamus?"

„Nein, — Bier!" war die dumpfe Erwiderung.

„Warten Sie einen Augenblick, junger Mann, — ich springe nur über die Straße, um dem armen Kerl ein Krügel Bier zu holen. Sogleich bin ich wieder da. Überlegen Sie sich einweilen die Sache." Andreas befolgte den Rath, und überlegte: fünf Gulden wöchentlich machten zwanzig Gulden im Monat, — gerade die Summe, die er zum Leben brauchte. Es war dies so übel nicht; er hätte sich jetzt nur noch außerdem eine Kleinigkeit verdienen müssen, um sogar seinen Fond „Unvorhergesehenes" vergrößern zu können. Nochmals kam ihm auf einen Augenblick ein schwaches Bedenken, ob diese Art, Litteratur zu betreiben, ganz ehrlich sei, aber der Andere hatte ihn doch versichert, daß dies gang und gebe wäre, — und jedenfalls mußte es Jener besser wissen.

Herr Sandviper kam mit dem schäumenden Gebräu

zurück: „Ganz frisch vom Zapfen, Hippopotamus! Vortrefflich! Ich habe selbst nicht widerstehen können." Der Kranke wurde nun wie ein junges Huhn geätzt; dann näherte sich der Herausgeber des ‚Freibeuter' wieder dem Tische, stopfte die Pfeife, und hüllte sich in eine dichte Wolke: „das schmeckt, nach einem guten Schluck! Nun, junger Kollege, haben Sie sichs überlegt?"

„Ja. Bitte noch um eine Auskunft: Wird das Honorar wöchentlich gezahlt?"

„Nein; bei uns ist's Redaktionsbrauch vierteljährlich abzurechnen."

„Da würde ich" —

„Ich weiß, was Sie sagen wollen: Sie würden vorziehen halbjährig, — denn es kommt auf diese Weise mehr" —

„Im Gegentheil; ich würde Sie bitten, eine Ausnahme zu machen und monatlich" —

„Hast Du Etwas bemerkt, Hippopotamus?" der Verhüllte gab keine Antwort.

„Gut denn, Herr Bruder; ich glaube mit Ihnen eine Ausnahme machen zu können: Wir wollen die Sache monatlich regeln.“

„So könnte ich also“ —

„Ich weiß, was Sie sagen wollen: Sie glauben auf eine Anzahlung rechnen zu können, — da muß ich jedoch bedauern“

„Durchaus nicht, durchaus nicht!“ beeilte sich Andreas zu berichtigen: „Ich könnte also heute beginnen? — das war die Frage, die ich stellen wollte.“

„Gewiß, gewiß; hier die Belege.“ Herr Sandviper packte die verschiedenen Blätter in ein Bündel zusammen: „Ich hoffe, wir werden gute Freunde und Kameraden werden, Herr — Herr“ —

„Andreas Geier,“ beeilte sich der junge Mann zu ergänzen.

„Herr Geier. Hübscher Name, — würde Ihnen

als nom de guerre die lateinische Übersetzung empfehlen: ‚Vultur‘, — nimmt sich gut aus; au revoir, lieber Kollege. Noch eine Bemerkung, wenn Sie's nicht übel nehmen wollen“ —

„Bitte.“

„Ich weiß, was Sie sagen wollen: Daß es einem relativ Fremden doch nicht recht zukommt“ —

„Das wollte ich durchaus nicht sagen, — ich beabsichtigte im Gegentheil Sie zu versichern, daß“ —

„Sehen Sie, das ist eben die Bemerkung, die ich mir erlauben möchte: ‚Sie sagen nie das, was Sie eigentlich zu sagen die Absicht hatten. Ich möchte dies fast eine kleine Charakterschwäche nennen, die Sie mit der Zeit abzulegen bemüht sein sollten; — — und nun Gott befohlen. Freitag abend erwarte ich Sie mit der vollendeten Arbeit, denn Sonntag früh erscheint der ‚Freibeuter‘.“

Andreas ergriff sein Packet und schritt der Thüre

zu. „Halt, vergessen Sie nicht das Losungswort, ohne welches Sie nicht Einlaß in die Festung bekommen würden; es lautet: ‚Im Namen Brahmas, — Vischnus und Sivas!‘ — Servus.“ — —

Zwölftes Kapitel.

Andreas sah bald, daß er da eine Arbeit übernommen hatte, die bedeutend mehr Zeit als drei Stunden beanspruchte: diese Druckspalten, die sich so schnell herunterlesen, füllten ihm in ganz erstaunlichen Massen die Manuskriptseiten. Nachdem er drei Tage hindurch, täglich vier Stunden, über dieser Beschäftigung gesessen, hatte er erst ein Drittel des Materials bewältigt; da hieß es nun mehr Zeit darauf verwenden, wenn er übermorgen, Freitag, fertig sein wollte. Er sah sich genöthigt, die Stunden, welche für das Abschreiben der Vorträge und für das Memoriren bestimmt gewesen,

zu Hilfe zu nehmen; wenigstens konnte er auf diese Weise Wort halten, und am bestimmten Tag seine Arbeit abliefern.

Herr Peter Sandviper hatte sich schon nach der ersten Woche mit der Leistung zufrieden erklärt. Auf Andreas' Bemerkung, daß sich die drei Stunden zur doppelten Anzahl ausgedehnt hätten, versicherte er tröstend, daß dies der Fall sei, weil die Routine noch fehle; noch kurze Zeit Uebung, und die Sache mußte weit glatter vom Fleck gehen.

Die Wochen zogen dahin und das Ende des Monats war gekommen. Mit einem befriedigten „so" packte Andreas seine vollendete Arbeit zusammen. Er hatte fleißig sitzen müssen, um der übernommenen Pflicht gerecht zu werden; sogar die Sonntagspromenade in den Prater war in der letzten Zeit aufgegeben worden, aber dafür hatte er die Beruhigung, nun wieder für einen Monat aller Lebenssorgen ledig zu sein: heute sollte er seine 20 Gulden einstreichen.

Leichten Herzens verließ er seine Kammer, um die

Schritte nach der Blutgasse zu lenken. Es hieß, einen kleinen Dauerlauf einschlagen, denn der Wind pfiff eisig über das Glacis, auf welchem er nun angelangt war. Eben, als er gegen das Burgthor abbiegen wollte, gewahrte er einen Menschenzusammenlauf, der sich unweit von der Stelle gebildet hatte. Neugierig näherte er sich dem Orte, ohne jedoch sogleich den Grund zu entdecken, warum man sich hier zusammengerottet hatte.

Endlich, nachdem er ein wenig mit den Ellbogen gearbeitet, gelangte er in den inneren Kreis, in welchem ein Polizeisoldat lebhaft gestikulirte, — dann vernahm er die Worte: „S'is g'scheidter, s'Vieh todtz'schlag'n." Das „Vieh", um das es sich handelte, war ein junger Hund, der augenscheinlich mit dem Tode rang.

„Freili' ise g'scheidter," bestätigte der czechische Mann der öffentlichen Sicherheit, indem er seinen Säbel beim Griff packte.

„Bitte, lassen Sie mir das Thier!" rief Andreas mitleidig. „Ich werde es mit mir nehmen."

„Und wann iſe Hund wihdende!“ bemerkte der vorſichtige Polizist.

„Nein, er iſt nicht wüthend,“ verſicherte Andreas.

„Dos kann me nit wiſſ'n.“

„Aber ſehen Sie nur, wüthende Hunde haben immer Schaum auf den Lippen, und dieſer“ —

„Laſſen Sie ihm die Freude,“ mengte ſich ein alter Mann ins Geſpräch. „Der Hund iſt einfach halb verhungert.“

Der Polizeimann erhob keine weitere Einſprache, — aber als Mann der Ordnung beſtand er darauf, daß ihm Andreas Namen und Adreſſe diktire, welchem Wunſche der junge Mann nachkam, indem er erklärte, daß er Andreas Geier heiße, und auf der Univerſität zu erfragen ſei. Hierauf nahm er das keuchende Thier in die Arme und bahnte ſich einen Weg durch die Menge.

Er wollte ſich wieder in Trab ſetzen, als er ſich am Arme gezupft fühlte; es war der Alte, welcher früher zu ſeinen Gunſten eingetreten und der ihm jetzt zunickte: „Einen guten Wunſch mit auf den Weg:

sagte er freundlich „Möge Ihr weiches Herz nie mißbraucht werden.“ Dann machte er kehrt und Andreas eilte davon.

Sein Erstes war, im nächsten Gasthofe vorzusprechen, und seinem Findling ein Mahl zu erstehen; es kostete fünf Kreuzer, — den letzten Rest der 4½ Gulden der sich noch in der Börse vorfand.

Als Andreas an die bekannte Redaktionsthür trat, vermißte er die Tafel, die sonst immer an der Außenseite geprangt hatte. Vermuthlich eine neue Vorsichtsmaßregel des mit Recht behutsam gewordenen Herrn Peter Sandviper. Er klopfte und rief wie die vorigen Male feierlich: „Im Namen Brahmas, — Vischnus, — und Sivas!“ nachdem er einige Zeit gewartet, und sich nichts geregt hatte, wiederholte er sein „sesam“ — aber die Thür that sich nicht auf. — Sonderbar, — sollte Herrn Sandviper etwa ein Unfall passirt sein, — ein Attentat von seiten eines blutdürstigen Rittmeisters? Er pochte stärker, — doch wieder vergebens. Das begann unheimlich, fast beängstigend zu

werden! Was war zu thun? Geduldig warten? Vielleicht war der Redakteur wieder über die Straße gesprungen, um sich ein Krügel Bier zu Gemüthe zu führen. Andreas schritt somit wartend auf und ab und vertrieb sich die Minuten damit, seinen Findling zu betrachten: Es war ein kleines wolliges Geschöpf, mit unförmlich großem Kopf, und ungeschlachten dicken Beinen; der Leib von einer Magerkeit, daß man die Rippen mit Leichtigkeit zählen konnte. Soweit sich Andreas auf die Hunderassen verstand, gehörte sein Schützling zur Familie der Pudel.

Endlich ging dem Harrenden doch die Geduld aus, — ja mehr noch, — ein ängstliches Gefühl begann nach und nach sich seiner zu bemächtigen: Morgen war der Erste eines Monats und es hieß vorauszahlen; — wenn Herr Sandviper am Ende — — entschlossen schritt er einer anderen Thür zu, über welcher die Aufschrift „Hausmeister“ zu lesen war. Hier wurde ihm auf sein Pochen sogleich geöffnet: „Was wünsch'ns?“

„Ich suche den Redakteur des Freibeuter."

„Der Freibeuterer', — Ja wiss'ns, bester Herr, der is eing'gang'n."

„Eingegangen? — Nicht möglich!"

„Ja, g'wiß; scho' vorgestern hab'ns g'sperrt."

Andreas hatte die Wahl, sein Manuskript, — oder den Pudel vor Schreck zu Boden fallen zu lassen; er zog das Erstere vor. „Bitte, geben Sie sich keine Mühe," sagte er bitter, als der gefällige Hausmeister sich bemühte, die umhergestreuten Blätter aufzulesen, „das Zeugs hat keinen Werth." Er fuhr sich mit der Hand über die Stirn, auf welcher trotz der Kälte Schweißperlen hervortraten, dann frug er mit zitternder Stimme: „Und können Sie mir nicht sagen, wo der Redakteur zu treffen wäre?"

Der Hausmeister verneinte kopfschüttelnd.

„Gute Nacht," sagte Andreas, und wankte davon.

Also das war das schnelle Ende seiner litterarischen Karriere! Dafür hatte er sich vier Wochen hindurch abgeplagt, um zu erfahren, daß er umsonst gearbeitet,

und noch dazu in einem Moment, wo es hieß: Geld, — oder verhungern. Ohne es zu wissen, hatte er den Heimweg eingeschlagen. Er stand wieder am Glacis, fast an derselben Stelle wo er seinen Findling aufgelesen hatte. „Du hast mir kein Glück gebracht"; sagte er wehmütig zum Hunde, dem der kalte Wind durch's Fell pfiff, und welcher sich in den Armen des jungen Mannes klein zu machen suchte, „aber deswegen will ich Dich nicht zu Grunde gehen lassen; Du sollst mein Schicksal theilen, und — „Pech" heißen! er mußte über diese pessimistische Idee lächeln. „Willst Du schon jetzt verzagen, Andreas? Muth, vielleicht bringt der nächste Tag Besseres!" er durchschritt eilig den offenen Platz, wo ihm der Wind die großen Schneeflocken in's Gesicht jagte, und während ihm die verschiedensten Ideen den Kopf durchkreuzten, fiel ihm unwillkürlich das Manuscript des Rektors ein: „Der hat ein Menschenlebenhindurch gearbeitet, — und ebenfalls für nichts, — und Du, — Du willst wegen vier verlorener Wochen verzagen? Pfui, — schäme Dich, Andreas!"

Er war in seiner Kammer angelangt. Der Hund wurde in einer Ecke, auf einem Bündel gebrauchter Wäsche untergebracht, dann suchte Andreas die Reste seines Wurst- und Käsevorraths hervor. Nachdem das Abendmahl ehrlich mit dem kleinen Thier getheilt worden, hieß es sich an den Tisch setzen, und überlegen. Was gab's übrigens viel zu überlegen? Das dünne Päckchen, mit der Aufschrift „Unvorhergesehenes“ mußte für's Erste herhalten. Wenn Herr Patz sich einverstanden erklärte, das Zimmer vorläufig nur auf einen halben Monat zu vermiethen, so konnte die Sache noch vierzehn Tage hindurch fortgehen: Wohnung $2\frac{1}{2}$ Gulden, — Kost, ebenfalls für zwei Wochen: $4\frac{1}{2}$ Gulden, — macht 7 Gulden; blieben noch von den zehn drei übrig, für Beleuchtung, Frühstück, Abendbrot, und Wäsche. In diesen letzteren Ausgaben mußte freilich eine Einschränkung getroffen werden, z. B. für abends genügte ein Stück Brod ohne Zugabe, (das Glas Bier war selbstverständlich von allem Anfang an ausgeschlossen.) Wäsche, — die konnte er selbst übernehmen; wenn ihm

Herr Patz ein Plätteisen lieh, war dies ganz einfach. Blieb mithin Frühstück und Beleuchtung von den drei Gulden zu bestreiten. Wohl hätte er hie und da auch für Heizung sorgen sollen, denn der Winter drohte bitterkalt zu werden, doch es hieß der Kälte widerstehen so gut es gehen wollte, ja wenn die tiefe Temparatur im Kämmerchen gar zu fühlbar werden sollte, so konnte er sich ja füglich in's Bett legen, und dort studieren oder lesen.

Er machte sich täglich nach den Vorlesungen auf den Weg, um wegen Annoncen anzufragen, in welchen man jungen Leuten Stellen als Lehrer oder Erzieher anbot, aber immer vergebens: Man erklärte ihn für zu jung, oder man verlangte Referenzen, Empfehlungen, oder die Plätze waren schon vergeben. Einmal hatte es das Unglück gewollt, daß er in Folge seiner Höflichkeit um die Stelle kam: er war glücklich an die Adresse der Person gelangt, welche einen Lehrer suchte, und als er nun in's Vorzimmer Einlaß erhielt, ersuchte man ihn, sich ein paar Minuten zu gedulden, da der Herr

Doctor mit einem Klienten beschäftigt sei. Mittlerweilen erschien eine zweite Person, welcher man ebenfalls zu warten bedeutete. Endlich entfernte sich der Klient, und an Andreas wäre nun die Reihe gewesen, einzutreten, aber der zweite Wartende näherte sich ihm, und ersuchte in höflichen Worten, ihm den Vortritt zu gestatten, da er sehr pressirt sei. Andreas, den nach dem gepflegten Aeußern des Fremden auf einen wichtigen Klienten schloß, erklärte sich mit Vergnügen bereit, zu warten.

Nachdem diese „pressante“ Angelegenheit erledigt war, wurde Andreas vorgerufen, und nun erfuhr er, daß der elegante Fremde, der es so eilig gehabt, aus demselben Grunde gekommen war, wie er, und daß der Doctor ihm die Stelle zugesagt habe. „Es thut mir leid,“ lautete die Versicherung, „Sie sehen vertrauenerweckender aus, als der Andere, und ich hätte es vorgezogen, Ihnen meinen Knaben zu übergeben.“ Der Trost war nur gelinde; Andreas verließ entmuthigt das Haus.

Er hatte auf diese Weise fast zwei Wochen hindurch nach derlei Plätzen dreingejagt, und immer ohne Resultat. Jetzt stand der Tag vor der Thür, wo er sich als insolvent erklären, und seine Kammer räumen mußte.

Trotz diesen zunehmenden Sorgen hatte er sich immer muthig enthalten, seinen Angehörigen, oder Herrn Fummerer Etwas von seiner traurigen Lage mitzutheilen. Es kam sogar wie eine Art Trotz über ihn, der ihn bestimmte, unter keiner Bedingung Etwas über diese bittere Periode verlauten zu lassen; lieber Hungers sterben! Er beschuldigte sich, nachlässig, und leichtsinnig gewesen zu sein; warum hatte er sich nicht bei Zeiten die Sache angelegen sein lassen, warum erst jetzt, wo ihm das Messer an der Kehle saß? — — Wollen, — wollen, — wollen, — hatte der Rektor gesagt; ja, — man mußte aber im rechten Momente wollen, — nicht erst, wenn es zu spät war. Der Gedanke an den Rektor brachte Andreas dessen Bruder in Erinnerung: „Thor, warum hast Du Dich nicht

gleich an diesen gewandt? Niemand mußte mehr in der Lage sein, Dir Unterrichtsstunden zu verschaffen!" ebenso schnell wie die Idee gekommen, machte sich auch Andreas auf den Weg zum Schottenkloster.

Der Pförtner saß in Gesellschaft mehrerer Klosterdiener, in seinem wohlgewärmten Zimmerchen, bei appetitlich duftendem Mittagsmahl, als Andreas über die Schwelle trat. Gern würde der junge Mann einen der freigebliebenen Stühle eingenommen haben; er hatte heute nur spärlich gefrühstückt, und es stand ihm ein karges Mahl in Aussicht, denn das halbmonatliche Abonnement hatte das Mißfallen seines Wirthes erregt.

Niemand hielt es der Mühe werth, sich vom Tische zu erheben. Alle schmatzten, plauderten, schlürften ihren Wein, ohne den Eindringling weiter zu beachten. „Bitte, — ist Pater Maurus anwesend?" frug endlich Andreas. Der Pförtner, der eben einen Entenschenkel in der Arbeit hatte, begnügte sich damit, nach dem Frager hinüberzuschielen, ohne sich in seiner Beschäftigung stören zu lassen. Erst nachdem der Knochen

rein genagt war, erwiderte er: „Pater Maurus ist nicht anwesend.“

„Wann kann ich ihn treffen?“ —

„Sie können ihn alle Tage auf seiner Pfarre treffen.“

„Also ist er gar nicht in Wien?“ rief der Enttäuschte.

Der Mann schien es für überflüssigen Zeitverlust zu halten, den jungen Mann auf seine müssige Frage einer Erwiderung theilhaftig werden zu lassen. Wozu auch? Nachdem er erklärt, daß der Gesuchte auf einer Pfarre saß, so war es natürlich, daß er nicht gleichzeitig in der Stadt war, mithin konnte die Unterredung als beendet betrachtet werden, umsomehr, als ein zweiter Entenschenkel auf dem Teller bereit lag, um einer gründlichen Untersuchung unterzogen zu werden.

„Es soll nicht sein,“ sagte sich Andreas mißmuthig, nachdem er das Kloster verlassen hatte. Willenlos schritt er weiter, diesmal gegen die innere Stadt zu. Was sollte er nun noch versuchen? An

wen sich wenden? Vielleicht doch nach Hause schreiben? — — „Nein, — nein!“ rief der Trotz in ihm. „Wirst Du's denn nie erreichen, Dich selbstständig durchzuschlagen? Wie kommen Andere dazu, Dich zu füttern?“ Fast wäre er zwischen die Pferde eines daherrasenden Fiakers gerathen, — dann wieder stieß er unsanft an einen Vorübergehenden, der ihn grob fragte, ob er keine Augen im Kopfe habe, und endlich hörte er eine näselnde Stimme hinter sich: „Nichts Alt's zu verkofen?“ er wandte sich um und sah einen hausirenden Trödler, der den Rücken mit allerlei Zeugs beladen hatte: „Kainen alt'n Winterrock? Bainkleider? Stüfel?“

Er hatte wohl einen alten Oberrock, aber es war auch der Einzige, den er besaß, und er trug ihn am Leib! „Wenn Sie mit mir kommen wollen, so — findet sich vielleicht Etwas,“ sagte Andreas nach kurzer Überlegung.

„Is wait?“ frug der polnische Jude.

„In der Alservorstadt.“

„Üh, — dos is ä waites Stuck! Na, macht nix, vielleicht mach'n mer ä G'schäft."

Während des Marsches suchte der Händler ein Gespräch anzuknüpfen, aber Andreas gab nur einsilbige Antworten; er war zu sehr mit seinen traurigen Gedanken beschäftigt.

Nachdem die Beiden das dritte Stockwerk erklommen, und in die Kammer getreten, zog Andreas den Oberrock entschlossen vom Leib und frug den Mann, was er zu geben gewillt sei.

„Wos werd ich geb'n können? Sie wiss'n um wieviel Sie'n verkofen können."

„Nein, ich weiß nicht recht," erwiderte der Andere; — dann zögernd: „Ist der Preis von fünfzehn Gulden zu hoch gestellt?"

Der Händler warf das Kleidungsstück mit einer entrüsteten Bewegung auf's Bett und schritt dann würdevoll, wie in seiner Ehre gekränkt, ohne ein Wort zu sagen, zur Thür.

„So warten Sie doch!" rief Andreas besorgt.

„Ich habe Ihnen ja gleich gesagt, daß ich nicht recht wisse, wieviel man geben könne.“

„Woll'n Sie's wiss'n?“ fragte der Mann feierlich.

„Natürlich will ich's wissen.“

„Kann ich Ihnen geb'n drei Guld'nzettel for den Fetz'n, nicht ä Liard mehr. Hab'n Se noch mehr Sach'n?“

„Bücher, wenn Sie wollen.“ Andreas beabsichtigte, sich auch der Romane zu entschlagen, welche ihm Frau Constantia gegeben, und die für ihn keinen augenblicklichen Werth mehr hatten.

„Sonst nichts?“

„Lieber Himmel, — ich glaube nicht. Vielleicht etwa alte Wäsche; ich werde sehen, sobald Sie mir mit dem Oberrock einen annehmbaren Preis gemacht haben.“

Doch der Andere verlangte, daß Andreas alles Verkauffähige zusammenlege, — erst dann wollte er verhandeln. Nachdem dem Wunsche willfahrt war,

musterte der Jude die Dinge, und sagte endlich: „Was soll das kosten?“

„Mir ists lieber, Sie bieten. Sie wissen besser, was Sie geben können.“

„Werd ich Ihnen geben for Alles z'samm,“ — er zählte noch einmal, und musterte jeden Gegenstand bedächtig — „for Alles z'samm,“ — jetzt kratzte er sich bedenklich hinterm Ohr — „Alles z'samm — sechs Gulden; — ä schön's Geld, mainer Seel ä groußes Geld!“

„Wie, sechs Gulden? Das sind die Bücher allein unter Brüdern werth.

„Wie haißt die Bücher allein? Wird m'r geb'n der Graisler pro Band zehn Kreuzer, macht for zehn Bänd ä Guld'nzettel! Der Graisler kofts viellaicht nit einmal, weil die Blätter zu klain zum Kaseinmachen sind.“

Geben Sie mir für Alles zusammen zwanzig Gul-

den, die Sachen sind das Doppelte werth," schlug Andreas zuredend vor.

„Werd ich Ihnen geb'n gar nichts," erwiderte der Andere, sich wieder der Thür zuwendend.

„So machen Sie ein vernünftiges Angebot," bat der junge Mann. Der Händler trat wieder ins Zimmer und zog eine schmierige Börse aus der Tasche. Dieser entnahm er ein Päckchen und zählte in einzelnen Scheinen acht Gulden auf den Tisch. „Wail Sie's sind," bemerkte er mit Gönnermiene.

Diese acht Scheine waren verlockend für Jemanden, der sich im Geiste am nächsten Morgen vor die Thür gesetzt sah, aber die Summe schien Andreas doch zu gering; besonders wenn er in Betracht zog, daß das sein Letztes war, aus dem er Geld schlagen konnte. „Nein, unter zwanzig Gulden kann ich Ihnen die Sachen nicht lassen," entschied er endlich.

„Dann behalten Se's," war die Antwort. „Na, — das letzte Wort: ich geb' Ihnen zehn Gulden."

„Nein zwanzig.“

„Wünsch' Ihnen Glück, wenn's Jemand giebt. Bleiben Se gesünd!“ und der Händler ging brummend seiner Wege.

Dreizehntes Kapitel.

Am nächsten Morgen versäumte Andreas die Vorlesungen, denn es galt nun an den verschiedensten Läden anklopfen, um seine Habe zu jeden Preis flüssig zu machen. Er durcheilte mit seinem Pack Bücher unterm Arm die Straßen, sprach in einzelnen Buchhandlungen vor, wo man ihm jedoch erklärte, daß man sich mit Antiquargeschäften nicht befasse. Endlich trat er in einen Laden, in dessen Fensterauslage das Avis hing: „Ankauf alter brauchbarer Bücher.“

Dort befreite er sein Bündel von der Hülle, und bot dem Ladeninhaber seine Waare an.

„Walter Scott, — Herloſſohn, — Bulwer,“ las der Antiquar die Überſchrift der einzelnen Bände, die er zur Hand nahm, „Nicht für mich geeignet, beſter Herr; bin vollauf damit verſehen; ſogar überfüllt!“

„Aber ich laſſe Ihnen die Werke billig ab,“ verſicherte Andreas.

„Nicht, wenn Sie mir das Stück zu — zehn Kreuzer geben,“ entſchied der Andere.

Jetzt verſuchte es der junge Mann bei einem Greisler, doch der Jude hatte recht gehabt: der Mann erklärte, daß ſich das Zeug wegen ſeiner Kleinheit nicht als Packpapier eigne.

Hatte ſich denn die ganze Stadt gegen ihn verſchworen? Seit zwei Glockenſtunden rannte er von einer Straße in die andere, ohne auch nur ein Angebot erhalten zu haben, — und jetzt, als er in einen kleinen Kleiderladen trat, um doch wenigſtens ſeinen Überrock zu verwerthen, bot ihm der Schneider $2^1/_3$ Gulden! Hätte er doch lieber geſtern mit dem

jüdischen Händler abgeschlossen, dieser schien ihm noch zugänglicher als die christlichen.

„Na, hab'n Se ä G'schäft g'macht?" hörte er plötzlich zu seiner angenehmen Überraschung die schnarrende Stimme von gestern.

„Nein. Wollen Sie noch? Ich gehe den Handel ein."

„Seh'n Se, junger Herr, ich sollte Ihnen eigentlich heunte weniger geb'n, denn ich könnt die Sach'n billiger hab'n, is wahr?"

Gewiß wars wahr; um jeden Preis, — doch Andreas hütete sich, seine Gedanken laut werden zu lassen.

„Na, Se sein so jüng, — ich will Ihnen nicht weh thun; ich geb Ihnen den Zehner."

Ein erleichteter Seufzer kam aus voller Brust.

„Auf Ehr, — verdien ich nit mehr, wie ä Guld'nzett'l beim G'schäft!"

„Ich glaub's Ihnen," versetzte Andreas; er hatte ja gesehen, wie es ihm heute ergangen war.

Also nun war er wieder in Besitz von vollen zehn Gulden, genug, um sich weitere vierzehn Tage durchzufretten; — und dann? Bah, — vierzehn Tage sind ja unter Umständen eine lange Zeit; warum sich heute schon grämen über das, was nach zwei Wochen kommen sollte?

Aber die Eröffnung, die ihm heute Herr Patz gemacht, war weniger angenehm gewesen, nämlich die Nachricht, daß sich ein Bewerber um die Kammer gemeldet habe, der um einen Gulden mehr zu geben bereit sei; natürlich erhielt jedoch Herr Geier den Vorzug, wenn er sich mit der Steigerung einverstanden erklärte. Aber Herr Geier konnte leider keine diesbezügliche Erklärung abgeben, da er absolut nicht wußte, ob er nach Ablauf des Monats überhaupt noch auf der Welt existiren werde, und somit sah sich Herr Patz zu seinem Bedauern genöthigt, dem „Zimmerherrn“ zu kündigen.

„Noch vierzehnmal vierundzwanzig Stunden, und — wir sitzen auf der Straße, Pech,“ sagte Andreas

wehmüthig zum Pudel, der eines seiner Hinterbeine streckend in die Luft reckte, und seinem Gönner wehmüthig in die Augen blickte; dann hopp, und er saß neben seinem Herrn auf dem Bett. „Ja, mir scheint, Pech, wir gehören zusammen!“ er tätschelte freundlich dem Hund, der sich schmeichelnd an ihn schmiegte, den wolligen Kopf. „Weißt Du, wie wirs von nun an machen werden? Wir wollen uns nicht mehr im Gasthause abonniren, es kömmt zu theuer: Neun Gulden, das macht pro Tag dreißig Kreuzer fürs Mittagessen allein; das erlauben unsere Verhältnisse nicht mehr. Wir werden besser thun, uns täglich zwei Portionen Suppe mit ein wenig Kochfleisch zu kaufen; das kostet nur zwanzig Kreuzer, und wir ersparen somit ein „Zehnerl“, was nach zwei Wochen fast anderhalb Gulden ausmacht. Dadurch gewinnen wir eine Woche Verlängerung, — wenigstens was die Kost betrifft; nicht wahr Pech?“

Da der Pudel im voraus mit Allem einverstanden war, was sein Herr bestimmte, so gab es nicht den

geringsten Widerspruch betreffs dieses Gegenstandes. Am nächsten Tag erhielt Andreas einen Brief von Herrn Fummerer. Böse Nachrichten: Der Vater lag an einer schweren Entzündung darnieder, doch glaubte der Doktor nicht das Schlimmste befürchten zu müssen.

„Was werden wohl die nächsten Tage bringen?“ frug sich Andreas seufzend. In seinem Tagebuch hat er sie eingezeichnet:

„18. Dezember 1858.

Zweiten Brief von Herrn Fummerer erhalten. Vater schlechter! Wenn nur nicht das Ärgste eintrifft; hoffe ich doch immer, ihm noch einmal seine letzten Lebenstage versüßen zu können. Er ist ja nicht gar so alt, — 65 Jahre, und es giebt genug Leute, die's bis zu hundert bringen. — — — — Armer Vater! Auch einer, den ein Windstoß weit vom Ziel getragen!

Mußte heute meine Stiefel ausbessern lassen,

die Sohlen blieben mir unterwegs liegen; das reduzirt die Kassa auf einen Gulden zwanzig Kreuzer!"

* * *

„19. Dezember.

Fühle eine solche Sehnsucht nach Hause; möchte so gerne den Vater sehen, denn ich befürchte Schlimmes. Wie aber reisen mit 90 Kreuzer Vermögen?

Bitterkaltes Wetter; so kalt, daß ich mich ins Bett verkrieche, um mein Tagebuch zu schreiben.

Pech wollte heute nichts fressen. Hat das Thier Menschenverstand, und begreift es, daß wir sparen müssen? Ich möchte es fast glauben, denn auf dem Heimweg entdeckte er einen alten Schuhrest, den er mitnahm, um nun daran zu nagen. Ich gebe ihm Brod, aber er will es nicht!"

* * *

„20. Dezember.

Heute wieder nach den Vorlesungen volle vier

Stunden hindurch nach Beschäftigung gejagt; ohne Erfolg.

Wir haben unsere Ration auf die halbe Portion heruntergesetzt; es heißt den Riemen zusammenziehen, denn der Magen knurrt! Ich werde mich wohl morgen entschließen müssen, im ‚Unterstützungsverein‘ vorzusprechen; man soll dort kleine Subventionen und auch Speisebillets vertheilen. — — Wäre es nicht besser, doch nach Hause zu schreiben, statt Fremde um — ‚Almosen anzugehen.‘ Aber habe ich ein Recht, denen zu Hause, jetzt, wo der Vater vielleicht mit dem Tode ringt, mit derlei Dingen zu kommen? Bei einem Optiker las ich heute 20 Grad vom Thermometer ab! Ich verspüre es hier, selbst im Bett! Wie der Oberrock jetzt gut wäre, denn die Kälte ist fast unerträglich. Der arme Pech wärmt mir die Füße, und zittert dabei selbst vor Frost! Wir werden kaum schlafen können.“

*
*   *

„21. Dezember.

Nur wenig geschlafen; war es Kälte, oder Hunger? Vielleicht Beides. Zählte meine Kasse, in der Hoffnung, mehr zu finden, als ich gedacht, — aber die Kreuzer wollen sich nicht vermehren: Das Vermögen reicht knapp noch für zwei Tage, — dann? Meldete mich heute bei einem Notar, der einen Aushilfsschreiber sucht, allein die Stelle könnte erst zu Neujahr angetreten werden; wovon bis dahin leben?

Beim Unterstützungsverein wurde ich abgewiesen: man giebt nur Juristen, — nicht Hörern der Medizin!"

*
* *

„22. Dezember.

Nacht besser zugebracht: fühlte mich gestern so durchfroren, daß ich in meiner Verzweiflung in ein Kaffeehaus trat; dort wars gut warm, und ich durfte neben dem Ofen sitzen bleiben, so — lange es mir beliebte. Freilich kostete das zwanzig Kreuzer, denn ich mußte ein Glas Kaffee bestellen, aber da ich zu

Mittag nur ein Stück Brod gegessen, war mir das Kostgeld übrig geblieben. Wie der Kaffee schmeckte! Alle Stunden that ich nur einen Schluck, um von meinem Glas bis drei Uhr Morgens den Genuß zu haben! Es waren dort Leute, welche die ganze Nacht hindurch Billard spielten. Einer von ihnen trat auf mich zu und fragte, ob ich mithalten wollte, aber ich dankte. Später setzte sich derselbe sogar an meinen Tisch, und ließ sich ein reichliches Abendessen bringen; er hatte viel Geld gewonnen. Wie gerne würde ich den Rest verzehrt haben, den er auf dem Teller ließ, doch ich schämte mich. Wenigstens hat Pech davon profitirt, denn der Fremde warf ihm die Überbleibsel unter den Tisch. Das gab mir Muth: ich wagte es, ihn zu fragen, ob er nicht zufällig von einer Stelle wisse, bei welcher sich ein junger Mensch Etwas verdienen könne. Er meinte, der beste Verdienst sei der, mit fremden, anständig aussehenden Leuten Billard oder Karten zu spielen; auf diese Weise könnte man in einer Nacht leicht seine zwanzig Gulden einstecken.

Zwanzig Gulden!" In einer Nacht soviel, als ich im Monat brauchte! Ich wollte mich näher um die Sache erkundigen, aber es trat ein Wachmann mit einem Herrn in Zivil ein und mein Tischgenosse verließ im selben Augenblick hastig das Kaffeehaus. Der Herr in Zivil kam dann auf mich zu, und fragte mich, was ich hier mache.

„Ich trinke meinen Kaffee," erwiderte ich etwas erstaunt.

„Ihre Beschäftigung?"

Ich fand dieses Ausfragen so sonderbar, daß ich keine Antwort gab, allein der Andere bemerkte streng: „Junger Mann, ich sehe Sie hier zum ersten Mal, — und ich will hoffen, daß es Zufall ist. Nehmen Sie sich für die Zukunft in Acht, sich mit Falschspielern an einen Tisch zu setzen, sonst wird Sie die Polizei zu Jenen rechnen müssen!"

Die Polizei? Also war das ein Kommissär, wie Jener damals, in der Diligence? Ich ließ

mirs gesagt sein, trank hastig den Rest meines Kaffees, und ging nach Hause.

Das nahrhafte Getränk und die Wärme hatten mir wohlgethan; auch Pech schien mit seinem Abendessen zufrieden gewesen zu sein; wir schliefen wie die Hamster und ich träumte vom Rektor: Er hielt mir das wiedergefundene Manuscript hin und sagte: ‚Sieh, Andreas, jede Seite ist zwanzig Gulden werth, und das ganze Buch gehört Dir.‘ Dann lächelte er in seiner lieben alten Weise, und reichte mir die Hand, die ich küßte. . . . .

Morgens auf der Universität gewesen, fand sie jedoch der Feiertage halber geschlossen. Da konnte ich den ganzen Tag mit Stellensuchen zubringen, — kam indeß, wie bisher, todtmüde und ohne Erfolg nach Hause.

Die Kälte in der Kammer ist wieder beißend. Pech und ich denken mit Sehnsucht an das warme Kaffeehaus, — aber die — Polizei!“

* * *

„23. Dezember. —

Armer, armer Vater! Es ist vorbei! Dein Anderl sollte Dich nicht mehr sehen. Wer weiß, — vielleicht sehen wir uns bald; ich fühle mich so matt, — wie krank; — ist's Folge der Trauerbotschaft, oder geht es dem Ende zu? Der ganze Körper ist in Schweiß gebadet, trotzdem ich vor Kälte zittere. Nur mühsam bringe ich diese Worte zu Papier: die Feder liegt mir wie Blei in der Hand, — und die Augen sehen nicht, weil sie voll Thränen sind! Diese Thränen sind Alles, was ich Dir darzubringen vermag, guter Vater; — — — Dein Anderl möchte zu Dir, — Vater, — — — hörst Du, — — — Dein Anderl — — — — ich" — — — — —

* *
*

„24. Dezember. — Morgens 7 Uhr.

Ich glaube, es war gestern Fieber. Der Kopf und die Augen schmerzen noch heftig und zu alledem

heißt's heute die Kammer räumen; der Termin ist abgelaufen!

Herr Patz erlaubt mir, die Bücher und Pech bei ihm zu lassen, damit ich mich um ein Obdach umsehen könne.

Vor Allem möchte ich Etwas essen, — aber wie? Der Beutel ist leer, — ganz, — ganz leer! Das ist mein Weihnachtsfest, — mein Christbaum! Vor einem Jahr noch wars anders: Frau Constantia war mit ihrem Gatten von Retz gekommen; da umstanden wir Alle vergnügt das reichgeschmückte strahlende Bäumchen, das Herr Fummerer mit Hilfe der Mutter aufgeputzt hatte. Nachdem wir die Kleinigkeiten, die wir als Angebinde erhalten, gehörig bewundert hatten, ging's zum Abendessen. Herr Fummerer füllte die Gläser mit Punsch, und sagte: ‚Mögen wir noch oft dieses schönste Fest des Jahres in glücklicher Eintracht feiern! Das ist ein Tag, der uns immer vereinigen sollte! Hoch Weihnachten!‘ . . .

Ich muß jetzt mein Buch zuklappen, zu mir stecken und gehen, denn der neue Zimmerherr kann jeden Augenblick kommen. Es heißt hinaus, auf die Straße! Die Luft hängt voll Schnee, und ich habe nichts, als das leichte Röckchen; — das wird kalt sein! — — Der Kopf beginnt wieder heftig zu schmerzen; vielleicht thut die frische Luft gut. — — Hoch Weihnachten!“

* *
*

Andreas schnürte seine Bücher in ein Bündel zusammen, und trug dieses zum Schneider hinüber. Der Geselle übernahm das Packet, sowie Pech, denn der „Herr“ war auf den Weihnachtsmarkt gegangen, um für die Kinder „Zwetschken-Krampusse,“ und ein Bäumchen zu kaufen. Pech wollte um jeden Preis seinem Patron folgen; dieser hatte alle Mühe, den Hund sanft zurückzuschieben, als er sich durch die Thür hinauszwängte. Schwerfällig stieg er die Treppe hinab. Er schob diese Mattigkeit der Entmuthigung zu und trachtete, sich ein

wenig Kourage einzusprechen, aber es wollte nicht gelingen.

Als er zum Hause hinaustrat, fiel der Schnee so dicht, daß man kaum zehn Schritt weit sehen konnte. Aller Lärm war heute gedämpft: Der Hufschlag der Pferde, das Geläute der Schellen, das Krachen der Schlittenpeitschen, — Alles das schlug wie aus weiter Ferne, wie hinter einem Berge hervor, an seine Ohren.

Andreas bückte sich, nahm eine handvoll Schnee, und drückte denselben an die heiße Stirn, an die rothgeschwollenen Augen. Das that wohl; das kühlte aber kaum war der Schnee zerflossen, so brannte und pochte es von neuem im Hirn.

Was suchte er eigentlich auf der Straße? Wo wollte er hin? Er wußte es nicht. — Mühsam arbeitete er sich durch den hohen Schnee, der sich auf dem offenen Glacis dichter aufgehäuft hatte, und gelangte endlich ans Schotten-Thor. Dort ging es schon lebhaft zu: Wagen und Schlitten kreuzten sich in

raschem Flug, Fußgänger eilten mit ihren Weihnachtspacketen dahin, Dienstmänner schleppten prächtiggeputzte Christbäume, an denen das Blattgold raschelte und rauschte, — alle Gedanken, alle Interessen schienen sich heute nur um einen Punkt zu drehen: Weihnachten!

Und nun erst am „Hof.“ — auf dem „Christkindlmarkt!“ Das war ein Gedränge und ein Gethue! Da machten sich Alle Jene zu schaffen, welche nicht Zeit oder Lust gehabt, ihre Vorbereitungen zur Feier früher zu treffen, und die nun Alles „fix und fertig“ einhandelten, um Abends die Ihren bescheeren zu können.

Als Andreas an einer der Buden vorbeischritt vernahm er eine Frauenstimme: „Wenn mir nur Jemand, den Baum nach Hause tragen wollte.“

Das war eine Gelegenheit, ein paar Kreuzer zu verdienen, das durfte er sich nicht entgehen lassen:“ „Wenn ich mich Ihnen anbieten darf?“ sagte er schüchtern zur ältlichen Frau, die jene Worte gesprochen. „Sie?“ fragte sie, ihn mißtrauisch musternd. Der Ge-

danke mochte ihr durch den Kopf gefahren sein, daß es in Wien viele Spitzbuben gebe, — und wahrlich, wenn sich Andreas in einem Spiegel gesehen haben würde, er hätte der Anderen keinen Vorwurf machen dürfen: bleich, mit rothen, geschwollenen Augen, (sie konnte ja nicht wissen, daß es nicht vom Trinken, sondern vom Weinen kam), dazu ohne Oberrock, im schwarzen, fadenscheinigen schneedurchnäßten Anzuge, die blaue Halsbinde zu einem dünnen Strick gewunden, — bei Gott, er sah einen „Strabanzer" zum Verwechseln ähnlich! „Sie"? — wiederholte sie ihren Ausspruch von vorhin.

„Warum nicht?" versetzte er, schwach erröthend. „Ich trage Ihnen gerne den Baum."

„Ja, — aber — was verlangen Sie dafür, bis in die Praterstraße?"

„Ich bin mit Allem zufrieden, was Sie mir geben wollen."

Die Frau überlegte; — die Sache schien ihr noch immer nicht recht geheuer. Endlich, nach einigen

Minuten, die dem Anderen unendlich lang schienen: „Wenn Ihnen dreißig Kreuzer genug sind." —

Andreas nahm, ohne ein Wort zu erwidern, den Baum auf den Rücken, und schickte sich an, der Fremden zu folgen, als er sich plötzlich unsanft am Arme gepackt fühlte: „Halt da! — Was soll denn das heißen, Anderen in's Handwerk pfuschen? Wozu sein denn wir Dienstmänner da?" gleichzeitig wurde ihm der Baum entrissen: „Gleich ruf ich die Polizei!" drohte der Mann, „da schaut's-amal, das wär nit schlecht!"

Andreas ließ willenlos geschehen. Die Frau entfernte sich rasch mit dem Dienstmann, — sie fürchtete einen Zusammenlauf.

Die Budenbesitzerin, in deren unmittelbarer Nähe sich die Scene abgespielt, hatte den trostlosen Blick bemerkt, den Andreas um sich geworfen: „San dös brodneidige Leut!" rief sie entrüstet „Weg'n dreißi' Kreuzer! — Se, — da hab'ns a Stückl Lebzelt'n!" sie hielt Andreas mitleidig einen Lebkuchen hin.

Die Thränen traten dem Unglücklichen in die Augen,

als er das Almosen in Empfang nahm „Dank!" war das Einzige, was er hervorbrachte, dann schritt er hastig weiter.

Wie der ewige Jude wanderte er den ganzen Tag hindurch, ohne Rast und ohne Ziel. Der Schnee hatte ihn völlig durchnäßt, so daß er thatsächlich keinen trockenen Faden am Leibe hatte. Zähneklappernd suchte er seine Schritte zu beschleunigen, — aber es wollte nicht recht gehen, — die Beine versagten ihm den Dienst, und endlich flüchtete er sich unter ein Hausthor, um dort ein wenig zu ruhen. Da, in einer finsteren Vorhalle führten ein paar Stufen zur eigentlichen Treppe und auf diese setzte er sich. Nun zog er seinen Lebkuchen hervor. Sonderbar, die durchweichte Masse wollte ihm nicht munden! Trotzdem er gestern nur ein Stück Brod und heute gar nichts gegessen, sträubte sich der Magen gegen die Nahrung. Andreas legte den Kuchen neben sich auf die Stufe und vergrub das Gesicht in beide Hände. Wie wenn ihm Jemand mit Eis über den Rücken führe, ging ihm von Zeit zu

Zeit ein Beben durch den ganzen Körper. Plötzlich hörte er unweit eine Thür knarren, und Stimmen laut werden. Er blickte empor: ihm gegenüber befand sich eine Glasthür, hinter deren angelaufenen Scheiben ein Licht flackerte. Jetzt wurde die Thür wieder geöffnet, und von neuem tönten Stimmen nebst Gläserklang heraus, — gleichzeitig strömte ihm eine Wein- und Rauch- geschwängerte Atmosphäre entgegen Ein Gasthaus. — Wenn er sich dort ein wenig wärmen und trocknen könnte, wie unlängst im Kaffeehause! Ja, — aber damals war er reich gewesen, — er hatte seine Zeche bezahlen können, — und heute? Wer weiß, vielleicht würde man ihm trotzdem erlauben, sich für eine halbe Stunde zum Ofen zu setzen. Er kämpfte eine Zeitlang mit sich selbst: „Im schlimmsten Fall wird man Dir die Thür weisen," sagte er sich. Während er eintrat, kam ihm eine Idee: er trat auf den Mann zu, der hinter dem Schankgitter beschäftigt war, und fragte zaghaft: „Bitte, kann ich Ihnen nicht beim Bedienen behülflich sein?"

Der Wirth machte erstaunte Augen: „Na, — ich brauch' kein' Kellner. Jetzt is nit die Zeit dazu; fragen's wieder im Fasching an, da gibt's mehr zu thun."

„So erlauben Sie vielleicht, daß — daß ich mich ein wenig am Ofen trockne?"

Wieder wurde er einer Musterung unterzogen: „Haben's denn kei' Beschäftigung?"

„Nein."

„Na, so bleiben's dort im Eck, aber hübsch ruhig, daß' mir nit s'ganze Lokal naß mach'n." —

Er verlangte ja nicht mehr. Eilig drückte er sich in die Ecke, im Hintergrund, — dort, wo er Niemanden zu belästigen brauchte.

Das Gasthaus war nur spärlich besucht: einige Fiaker- und Einspännerkutscher, — das waren alle Gäste, und diese begannen sich nun nach und nach zu verlieren.

Der Wirth hatte sich's hinter seinem Schenktische

bequem gemacht: er saß im Lehnstuhl, paffte an einer „Virginier“, und las seine Zeitung.

Hie und da suchte seine Hand nach dem „Stutzen“, aus dem er dann einen kräftigen Schluck machte.

Plötzlich blickte er über sein Blatt in die Ecke hinüber: „Sie, — wollen's nix trink'n?“

Diese Frage hatte Andreas gefürchtet. Gasthäuser sind nicht dazu auf der Welt, um Obdachlosen Freiquartier zu gewähren. „Nein, — danke;“ war die zögernde Antwort, „ich — ich habe kein Geld bei mir.“

„Bei Ihnen?“ schmunzelte der Wirth. „Mir scheint auch nit anderswo,“ dann erhob er sich und füllte ein Glas zur Hälfte: „Da, — genirens Ihnen nit, — trink'ns.“

Andreas trank fast mit Gier. „Das hat wohl gethan,“ sagte er leise, nachdem der letzte Tropfen aufgesogen war. Hierauf begab er sich wieder an seinen Platz, in die Ecke. Die Kleider waren so durchtränkt gewesen, daß sie noch immer feucht am

Körper hingen, — nur war diese Nässe in Folge der Ofenhitze warm geworden; er fühlte sich wie von einer Dampfwolke umgeben. Dieser feuchte Dunst und der in den leeren Magen gegossene Wein brachten auf ihn eine Art Schlummergefühl hervor. Ohne das Bewußtsein völlig zu verlieren, saß er so halbschlafend und bewegungslos auf seinem Stuhl.

Erst nach geraumer Zeit erwachte er aus seiner theilweisen Betäubung. Wie lange er so gesessen, wußte er nicht, es mußte aber lange gewesen sein, denn draußen war es Nacht.

Der Kopf schmerzte zum Zerspringen, und die Weinatmosphäre verursachte ihm Anwandlungen von Üblichkeit Die Kleider waren trocken; er that besser, ins Freie zu gehen; hier, fühlte er, mußte ihm schlecht werden, — auch durfte er die Güte des Wirths nicht zu lange mißbrauchen.

Die Gelenke waren wie zusammengeschnürt, als er sich nun erhob; erst nach mehreren Minuten fühlte er sich imstande, seine Ecke zu verlassen.

Er wankte zum Schenktisch und sprach ein paar leise Dankesworte.

„Nix zu dank'n," erwiderte der Andere gutmüthig „Wollens nit a Stückl Brod und Käs?"

Andreas schüttelte den Kopf, und beeilte sich, so gut als möglich zur Thür zu gelangen; der bloße Gedanke an Essen machte ihn krank.

Es hatte zu schneien aufgehört, dafür war aber die Kälte fühlbarer geworden. Der Obdachlose setzte sich wieder für ein paar Augenblicke auf die Stufen gegenüber der Thür; er mußte erst seine schwachen Kräfte sammeln und den Schwindel abwarten, der ihn ergriffen, nachdem er vom warmen Raum in die kalte Luft getreten war. Endlich konnte er's wagen, wieder weiter zu schreiten. — Wohin?

Die Straßen waren fast leer; natürlich, es war ja die Stunde, wo Alles fröhlich um den Familientisch versammelt saß, — wo Groß und Klein die ihm bescheerten Dinge bewunderte, — lachte, — scherzte und jubelte! — Alle Läden waren zu dieser Zeit geschlossen.

Andreas hielt sich an der Häuserseite, um Halt zu gewinnen, falls ihn die Kräfte verlassen sollten und so stolperte er fast bewußtlos weiter, einem Betrunkenen ähnlich, der zur Feier des Weihnachtsabends zu tief ins Glas geguckt.

Mehrere junge Leute zogen Arm in Arm an ihm vorbei, lachend, plaudernd und Liedchen summend: „Ein lustiger Bruder!“ hörte er Einen spöttisch rufen, als sie an ihm vorüberstreiften.

„Lustiger Bruder!“ wiederholte er schmerzlich für sich. „Ja lustig, — — lustig — zum Sterben!“ ...

* * *

Wie kam es, daß er plötzlich in einer hellerleuchteten Halle saß? Eine Kirche mußte es sein. Freilich, — denn jetzt brausten Orgeltöne an seine Ohren, — Weihrauchduft erfüllte den weiten Raum, und

eine Anzahl Lichter glitzerten wie Sterne am Himmel! —

Wem galt dieser feierliche Gottesdienst? Ihm? War er denn gestorben? — — Nein, daß er es doch nicht sogleich gewußt: der Vater war ja gestorben, — und das war die Todtenfeier! — — Jetzt konnte er sich so recht von Herzen ausweinen, — er hatte doch das volle Recht dazu. — — — — „Oh, Vater, — — Dein Anderl, — — — Vater Dein Anderl — — möchte zu Dir!“ Die Orgeltöne brausten wie ein Ungewitter, — die Lichter flackerten heller, — die hochgewölbte Decke schaukelte drohend hin und her; — — nun war Alles nur mehr Feuer und dicker Weihrauchdampf, — — und jetzt! — Heiliger Gott, wars möglich! der Rektor stand vor ihm! War er aus dem Grabe gestiegen? — — In langem weißem Chorhemd; kam er Andreas holen? — — — — „Herr — — Rektor, — — ja, — — ich — komme!“ — Der Tempel mit seinen tausend Lichtern, mit seiner Orgel, mit Allem was er barg, war in einen schwarzen

Abgrund gestürzt! — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — —

— — — — — — — — — — — — — — —

„Bitte," flüsterte Pater Maurus Einem der Andächtigen zu, „helfen Sie mir, den Ohnmächtigen in die Sakristei tragen." . . .

Ende des ersten Bands.

Druck von G. Pätz, Naumburg a. S.

Moderne Romane und Novellen.

Ausgaben à 1½ Mark.

Graf Adalmar Dabei, Rosen und Dornen. Roman.
A. Kielborg, Um ein Weib. Geschichte eines Lebendig-Todten.
Hans Soltau, Ein Liebesfrühling auf Schloß Moritzburg. Histor. Roman.

Ausgaben à 2 Mark.

Hans Arnold, Berlin-Ostende mit zehntägigem Retourbillet und andere Novellen.
Eufemia Gräfin Ballestrem, Die Augen der Assunta und andere Novellen.
Hugh Conway, Julian Loraine's Testament. Roman.
Adolf Glaser, Das Fräulein von Villecour. Roman. 2 Bde.
Rudolf Heinrich Greinz, Wer steinigt sie? Roman.
R. Edm. Hahn, Ehen werden im Himmel geschlossen. Roman.
— Im Park zu Rodenstein. Roman. 2 Bde.
Paul Kirsten, All Heil! Veloziped-Geschichten.
Hieronymus Lorm, Der ehrliche Name. Roman. 2 Bde.
Emil Peschkau, Herr und Frau Pieps und andere Novellen.

Ausgaben à 3 Mark.

Wilhelm Berger, Vom Markt des Lebens. Gesammelte Novellen.
Heinrich Bulthaupt, Vier Novellen.
A. v. d. Elbe, Souverän. Histor. Roman.
Nataly von Eschstruth, Potpourri. Gesammelte Novellen.
Otto Fuchs, Goerbersdorfer Novellen.
— Haschisch. Erzählungen aus dem modernen Egypten.
R. Edm. Hahn, Die beiden Gräfinnen. Roman.
— Die Geheimnisse des Waldschlosses. Roman.
Woldemar Kaden, Sonnenbrut. Italienische Novellen.
Paul Kirsten, Zwirl-Dudenfing. Humoristischer Roman.
Max Kretzer, Das bunte Buch. Allerhand Geschichten.
Ernst Pasqué, Musikanten-Geschichten.
Gräfin M. v. Reichenbach, Böse Geister.
K. Rinhart, Neue Novellen.
Otto Roquette, Über den Wolken und andere Novellen.
B. von Suttner, Schriftsteller-Roman.
Klara von Sydow, Alte Gefährten. Zwei Novellen.
Conrad Telmann, Weibliche Waffen. Roman.